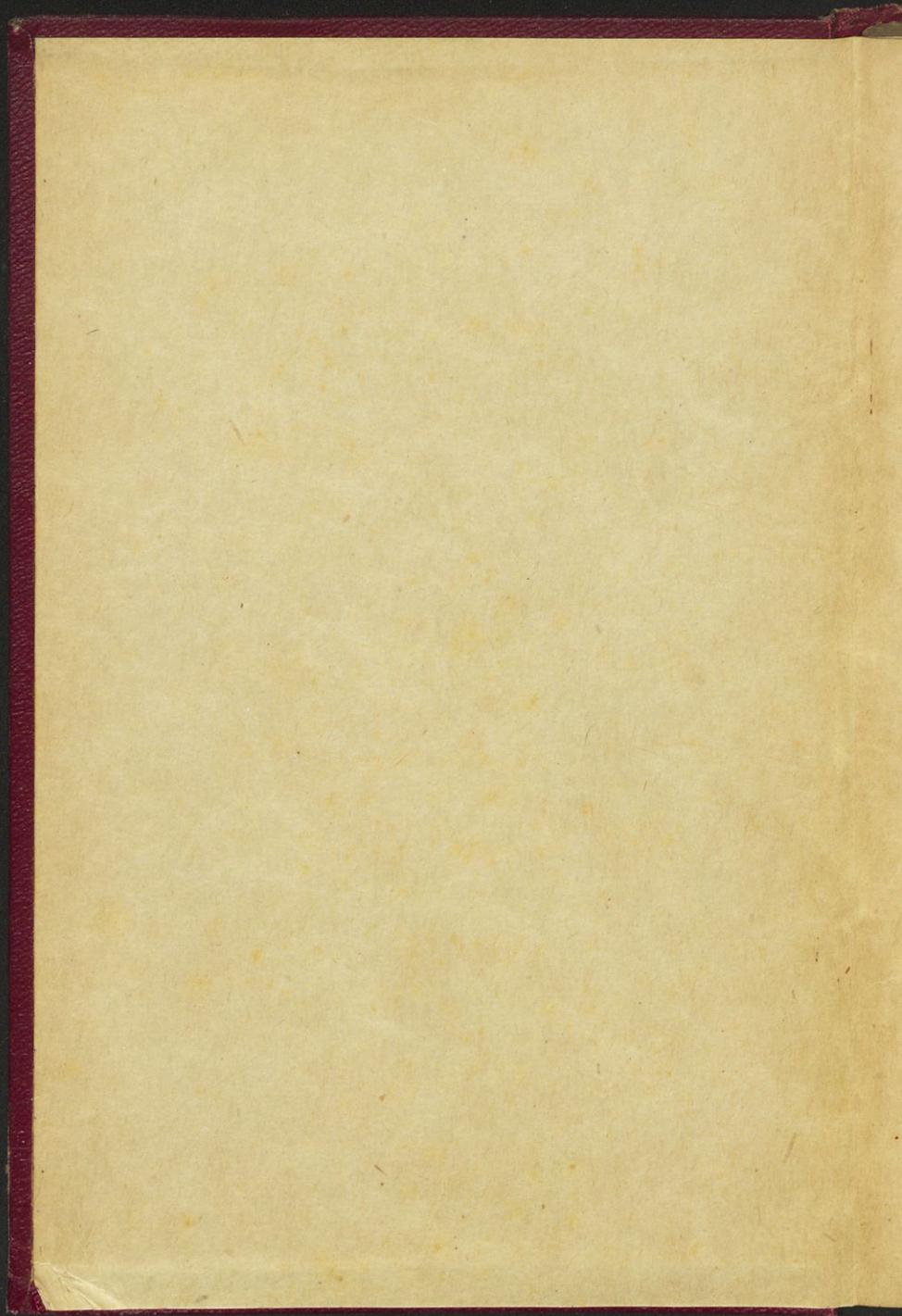


Narodna in univerzitetna knjižnica
▼ Ljubljani

106500

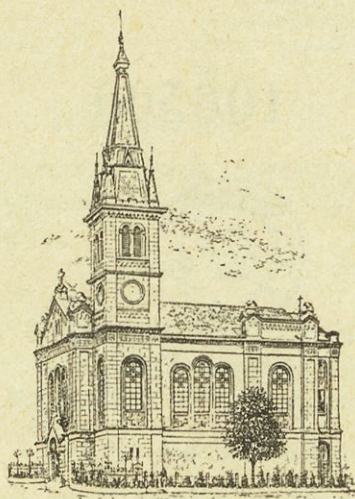
mann,
nd Opfer





Ideale und Opfer

Religiöse Reden aus der evangelischen
Christuskirche in Laibach, gehalten von
Pfarrer Dr. Ottmar Hegemann



Laibach 1909 ❁❁❁❁❁❁ Selbstverlag
Buchdruckerei Jg. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg

106500

106500



F2C 1935/1952

Die Aufgabe des evangelischen Pfarrers.

Predigt, gehalten am 11. Februar 1906 in der evang. Christuskirche in Laibach anlässlich seiner Einführung in das Pfarramt

von

Dr. Ottmar Hegemann.

○ ○ ○

„Unser Ruhm sei der, nämlich das Zeugnis unseres Gewissens, dass wir in Einfältigkeit und göttlicher Lauterkeit, nicht in fleischlicher Weisheit, sondern in der Gnade Gottes auf der Welt wandeln wollen, allermeist unter euch.“

2. Korintherbrief 1, 12.

Liebe Gemeinde!

Als ich diese Kanzel zum erstenmal zur Probepredigt betrat, da konnte ich schliessen mit dem Worte des Steinklopferhans in Anzengrubers Bauernkomödie:

„Es kann mir nix g'scheh'n.“

Heute, da ich zum erstenmal als bestätigter und installierter Pfarrer diese Kanzel betrete, darf ich beginnen mit dem Worte jener andern wunderbaren Gestalt Anzengrubers, des Wurzelsepp:

„Du bist doch mein rechter Pfarrer!“

Aus deinem Munde vernehme ich heute diesen ermunternden Zuruf, liebe Gemeinde! Vor wenigen Monaten noch war ich in Acht und Aberacht, ein verfehmtter Mann. Von der zuständigsten Stelle wurde mir die bestimmteste Versicherung, dass ein Wirken in Laibach für mich vollkommen ausgeschlossen sei. Nichts besass ich, als eure einhellige Wahl, euer unentwegtes Aushalten.

Ein überreicher Lohn für das Streben, als moderner Mensch, mit dem Denken unserer Zeit, zum Christenglauben mich hindurchzuringen, ward mir in eurer Liebe und Anhänglichkeit zuteil. Aber wie jede Gabe, so stellt

auch diese köstliche Gabe eine Aufgabe. Die Stellung eines evangelischen Pfarrers bietet vor allem nicht Rechte, sondern Pflichten. So vernehme ich denn aus dem Zuruf: „Du bist doch unser rechter Pfarrer!“ die Frage heraus:

Was bietest du?

In unserer von nationalen, sozialen und konfessionellen Machtkämpfen durchtobten Zeit tritt an den evangelischen Pfarrer die Frage heran: Was kannst du Armer bieten? Unsere Zeit verlangt Brot, Arbeit, Genuss, Macht für die Einzelnen, die Klassen, die Völker.

Darum auch die Frage an einen jeden, der in unsere Zeit hinaustritt: Was bietest du uns in unseren politischen, unseren nationalen und sozialen Kämpfen?

Die Antwort kann nicht anders lauten als: Nichts! Dies Amt steht so hoch, dass es jede öffentliche, agitatorische Teilnahme an den Machtkämpfen unserer Tage verbietet. Es sei dem Pfarrer verwehrt, in die Arena des politischen Kampfes hinabzusteigen, wenn er sich dadurch auch nur einen Teil seiner Gemeinde entfremdet.

Gewiss wird auch der Pfarrer sich seine eigene, ganz bestimmte Meinung über die grossen Fragen des Tages zu bilden haben. Als Pfarrer dieser deutschen evangelischen Gemeinde muss ich gedenken, dass ich ein Deutscher bin.

„Deutsch mein Sinn und meine Weise,
Deutsch mein Wort und mein Gesang.“

Deutsches Geistesleben hat die reiche Welt des Protestantismus geschaffen. Das sind die starken Wurzeln evangelischer Kraft, das haltet fest mit eurem ganzen Herzen. Deutsch sein und evangelisch sein ist im tiefsten Grunde eins!

Und ich weiss mich mit der überwältigenden Mehrzahl von euch einig, mag es auch einige schmerzen, wenn ich ausrufe:

„Und es muss die Lösung sein,
Evangelisch bis zum Sterben,
Deutsch bis in den Tod hinein.“

Aber wenn einige nur mit Schmerz hören, dass sich in dieser Gemeinde der deutsche Hochgedanke mit dem evangelischen Tiefgedanken unlösbar verschmelzen soll, so rufe ich euch allen das grosse Wort Richard Wagners zu:

„Deutsch sein, heisst eine Sache um ihrer selbst willen tun.“

Wie wir für die eigene Überzeugung Achtung fordern, so sind wir jeder fremden Überzeugung Achtung schuldig. Nie soll niedere persönliche Gehässigkeit unsere heilighohe Sache beflecken, so werden wir frei werden von allem hohlen Chauvinismus. Der Pfarrer aber bleibe ferne allem politischen Kampfe. Denn alle Politik ist zeitlich, nur das Evangelium ist ewig.

So sei es auch gehalten gegenüber den sozialen Machtkämpfen unserer Zeit, welche die nationalen Kämpfe mit der Zeit zurückdrängen werden. Ein Nachfolger Christi wird allezeit auf Seiten der Enterbten, der Schwachen und Geringen stehen müssen. Aber auch hier verbietet sich dem Pfarrer das Eintreten in politische Kämpfe, durch die er sich in Gegensatz zu einem Teile seiner Gemeinde stellen würde.

Und selbst im konfessionellen Kampfe gibt es im Grunde keine andere Stellung für den Pfarrer. Dieser Kampf soll und muss gekämpft werden, bis dereinst ein ehrenvoller Friede ihn endigt. Aber die Kanzel sei nicht der Ort, wo er ausgetragen werde:

„Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei dieser heil'ge Ort geweiht!“

Nur eine Polemik sei hier gestattet, die Polemik gegen die Sünde! Und wenn für irgend einen, so gilt für den Diener Christi das Wort der heidnischen Jungfrau:

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.“

Aber wenn in dem allen die Aufgabe des evangelischen Pfarrers nicht liegt, worin liegt sie denn? Eine allgemein verbreitete Vorstellung, auch unter euch Protestanten, ist die, dass der Geistliche im Besitze übernatürlicher Kräfte sei, durch die er mittels der Sakramente magische Wirkungen zu erzeugen vermöge. Er sei daher berufen, neugeborene Kinder durch die Taufe in eine übernatürliche Sphäre zu erheben, dem Schuldbeladenen die Sündenlast mit einem Wort hinwegzunehmen, im Abendmahl das Fleisch und Blut des Gottmenschen in zauberhafter Weise mitzuteilen, noch den Sterbenden von seinen Sünden zu reinigen und ihm dadurch den Eingang in den Himmel zu bahnen.

Auch das vermag ich nicht zu bieten. Wenn wir wirklich für möglich hielten, dass es solche Zauberwirkungen gäbe, wir müssten auf sie verzichten! Dazu sind wir ja Protestanten, dass wir allein dem Worte vertrauen. „Äussere Mittel tun es freilich nicht, sondern das Wort Gottes und der Glaube, so solchem Worte traut,“ steht in unserem Katechismus geschrieben.

Aber gerade deshalb hält man es auf protestantischer Seite für die Aufgabe des evangelischen Geistlichen, dass er als Haushalter über Gottes Geheimnisse die unfehlbare Wahrheit des göttlichen Wortes zu verkündigen habe.

Man schilt uns evangelische Pfarrer heute wieder, wie in den Tagen der Reformation, zumeist **Prädikanten**. Man ruft uns zu: Nichts habt ihr, als das arme, tote, kalte, nüchterne Wort! Schämt ihr euch denn nicht dieser eurer Armut?

Nun, in dieser Armut liegt unser Reichtum! Prädikanten zu sein, das sei unser höchster Stolz, unsere seligste Freude. Wir haben das Wort und den Glauben:

„der aus dem Wort gezeuget,
Und durch das Wort sich nährt,
Und vor dem Wort sich beuget,
Und mit dem Wort sich wehrt.“

„Deine Zeugnisse sind mein ewiges Erbe, denn sie sind meines Herzens Wonne.“ Denn wir haben darin das Evangelium von der freien Gnade des himmlischen Vaters in Christus, die uns zu Gotteskindern macht. Diesen köstlichsten Schatz, diese Botschaft der Freiheit, Wahrheit, Liebe der Menschheit zu erhalten, sei unser heiliger Beruf.

Und doch:

Die höchste und letzte Aufgabe ist auch das noch nicht!

Es ist im Worte Gottes für die Welt des Gemüts, des innersten Heiligtums der Seele, die volle Wahrheit erschlossen. Aber auch die Bibel ist ein irdenes Gefäß, das den ewigen Inhalt in menschlicher Unvollkommenheit umschliesst. So gewiss sie Wahrheit dem gläubigen Gemüte bietet, so stellt doch diese Wahrheit jeder neuen Zeit die neue Aufgabe, den ewigen Inhalt in den Formen ihres eigenen Denkens auszuprägen. Wir können die Wahrheit nicht fertig übernehmen, sondern müssen aus der eigenen Persönlichkeit heraus, subjektiv, die Lösung der Lebensrätsel versuchen.

Die Protestanten handeln unfolgerichtig, die eine andere Offenbarung als die Offenbarung Gottes im Gewissen des einzelnen als letzte massgebende Richtschnur erkennen. Wir sind zuletzt gebunden nur in Gott, in dem Gott in uns. Das ist das, was der Apostel „das Zeugnis unseres Gewissens“ nennt. Keine Offenbarung ausser der im Gewissen — mag sie noch so heilig und ehrwürdig sein — darf eine Herrschaft über das Gewissen beanspruchen, so sehr wir jede Offenbarung freudig gebrauchen werden, um die Offenbarung im Gewissen zu befruchten und zu klären.

Der Protestantismus wird diese letzte Folgerung seines eigenen Prinzips vollziehen oder dem verdienten Untergang verfallen!

Von da aus ergibt sich erst die letzte, eigentliche Antwort auf die Frage: Was bietest du?

Die Antwort lautet: Ich biete euch eine ringende, kämpfende Persönlichkeit mit allen ihren Mängeln und Irrthümern, von der aber das Wort des Apostels gilt, „dass wir in Einfältigkeit und göttlicher Lauterkeit, nicht in fleischlicher Weisheit in der Gnade Gottes wandeln.“ „Als aus Lauterkeit und aus Gott, vor Gott in Christus.“

Wie es einer der grössten germanischen Geisteshelden gefasst hat:

«Höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit.»

Nicht durch die Tiefe der Gedanken, nicht durch den weiten Blickkreis, nicht durch Wissenschaftlichkeit, nur durch unsere Persönlichkeit können wir wirken. Es gilt einen schöpferischen neuen Lebensstypus darzustellen, indem wir, im Zusammenhang mit dem Überlieferten, die Strömungen der Gegenwart zusammenfassen. Nur so werden wir im lebendigen Fluss der Zeit die denkenden Geister unserer Tage zu gewinnen vermögen.

So möge denn alles, was hier geredet wird, verhallen, wie alles Irdische verhallt, bleiben soll der Eindruck der Persönlichkeit, und wenn auch dieser Eindruck schwindet, so soll noch wie ein fernes Leuchten am Abendhimmel eine Weile die Erinnerung bleiben an einen, dessen Persönlichkeit Ulrich von Hutten's Wort verkörperte:

«Ich hab's gewagt!»

Oder wie der Fürst Wolfgang von Anhalt in denselben Tagen rief: „Ich habe so manchen Ritt in meinem Leben getan, so will ich auch einmal für meinen Herrn Christus aufs Pferd steigen.“

Ich sehe so viele, die ihr Leben einsetzen für Laster und Torheit, für Tand und Nichtigkeiten, warum soll nicht ich das Rösslein satteln für meinen Herrn Christus zum rechten Streit und mein Leben dafür einsetzen?

„Frischauf drum, den Rappen gezäumt,
Die Brust im Gefechte gelüftet!
Die Jugend brauset, das Leben schäumt,
Frischauf, eh' der Geist noch verdüftet.
Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.“

Und so möge euch vorangehen in diesen Tagen, da ich die schwache und doch die beste Kraft für euch einsetzen will, eine Persönlichkeit,

der trotz Sünden und Schwächen etwas aufgeprägt ist von dem, was geschrieben steht im Hause des Papstes in Raffaels herrlichster Stanze: „Numine afflatus.“ Von der Gottheit angeweht!

Fürwahr, ein Weg des Leidens und der Schmerzen! Mit den Worten eines edlen katholischen Priesters: „Die wahre Nachfolge Christi ist der Weg des Kreuzes. Sie bringt nicht Rang und Reichtum ein und ein bequemes, sorgenfreies Leben, wohl aber die Liebe und Dankbarkeit der der Leitung des Priesters anvertrauten Christengemeinde.“

Liebe und Anhänglichkeit meiner Gemeinde Laibach mehr und mehr zu erringen und zu behaupten sei mein höchstes irdisches Ziel! Ihr ruft mir zu: Du bist unser rechter Pfarrer! So rufe ich euch zu: Ihr seid meine rechte Gemeinde!

Mögen andere mein Bekenntnis Unglaube schelten, euch genügt es und für euch ist es ja doch bestimmt. Ihr habt mir gezeigt, dass ihr mir den Resonanzboden bieten wollt, auf dem anklingt, was meine Seele erfüllt. So seid ihr meine rechte Gemeinde.

Wohl, diese Gemeinde, einsam in fremdes Konfessionsgebiet vorgeschoben, zusammengesetzt aus den verschiedenartigsten, rasch wechselnden Elementen, entbehrt freilich der festen kirchlichen Sitte und kraftvoller religiöser Überlieferung. Wie wenig freudige Erkenntnis Gottes, wie viel Gottverlorenheit ist in unseren Reihen — die Besten haben es mir ja selbst bekannt. Aber grade darum, weil ihr mich brauchen könnt, seid ihr ja meine rechte Gemeinde. Auf der weiten Welt wüsste ich mir keine Aufgabe schöner, wichtiger, beseligender, als diese, den Gottesgedanken unter euch in ernster, geduldiger Arbeit allmählich entfachen zu helfen.

So will ich denn auf diesem Boden, auf dem einst der Reformator Primus Truber inmitten eines ganz evangelischen Krainer Landes gewaltet, auf dieser Kanzel, auf welcher Theodor Elze und Otto Schack in Segen gewirkt, in dieser Gemeinde, in der vor mir Hans Jaquemar dreizehn Jahre in unermüdeter Treue und vorbildlicher Gewissenhaftigkeit gearbeitet, mit Gottes gnädiger Hilfe meine Tätigkeit als Pfarrer beginnen.

Und so grüsse ich euch denn, ihr Wahrzeichen Laibachs!

Du Burg, die auf Laibach herabschaut, in ihrer äussern Erscheinung ähnlich der Wartburg ob Eisenach. Von ihr hat Anastasius Grün, Laibachs grösster Sohn, dessen hundertjährigen Geburtstag wir demnächst begehen, gesungen:

„Du Fels, daraus die Donnerwolke,
Das Lenzgewitter, Luther, brach,
Als der Prophet zu seinem Volke
Verhüllt aus Wolkenschleiern sprach.“

Du sollst eine immerwährende Predigt uns halten: „Ein' feste Burg ist unser Gott,“ dass wir in gutem Protestantenmut uns dessen getrösten: „Das Reich muss uns doch bleiben!“

Und von der Burg schauen wir hinüber zu den ewigen Bergen, „von denen uns Hilfe kommt.“ Ich grüsse dich, du Kranz hochragender Berge im herrlichen Alpenland, von deren Höhe wir, „umstarrt von hundert Alpenriesen, Italien schauen und die blaue See.“ Auch ihr sollt predigen: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber Gottes Gnade soll nicht von uns weichen und der Bund seines Friedens soll nicht hinfallen.“ „Solange die Berge stehen auf ihrem Grunde,“ solange soll auch der Leuchter des Evangeliums nicht von seiner Stätte im Lande Krain gestossen werden, so wahr uns Gott helfe und das Schwert seiner Wahrheit.

Und wenn die Berge dann dennoch fallen in diesem Bereich der Erdbeben, da schon mehr wie einmal alles wich und fiel, nun, dann müssten wir es halten mit dem heidnischen Weisen:

„Wenn krachend zerbrichst der Erdkreis, wird auf Trümmern aufrecht noch stehen der Beherzte.“ Wir bauen allein auf Gott! „Himmel und Erde werden vergehen, aber seine Worte werden nicht vergehen.“

Ihm, dem ewigen Weltengeist, der in Jesus Christus sich als unser Vater offenbart, sei alles geweiht und anheimgestellt, was in unserer evangelischen Gemeinde gearbeitet und erstrebt wird, weil wir stehen auf dem Bekenntnis:

„Ich weiss, an was ich glaube,
Ich weiss, was fest besteht,
Und in dem Erdenstaube
Nicht mit dem Staub verweht.

Es ist das Licht der Höhe,
Es ist mein Jesus Christ,
Der Fels, auf dem ich stehe,
Der diamanten ist.

Der nimmermehr kann wanken,
Mein Heiland und mein Hort,
Die Leuchte der Gedanken,
Die leuchtet hier und dort.“

Amen.

„Eins ist not!“

Predigt, gehalten am 21. Jänner 1906 in der evangelischen
Christuskirche zu Raibach

von

Pfarrer Dr. Hegemann.

«Martha, Martha, du hast viel
Sorge und Mühe; eins aber ist not,
Maria hat das gute Teil erwählt,
das soll nicht von ihr genommen
werden.»

Lukas 10, 41 u. 42.

Was wir suchen, ist das Glück! Wir suchen es durch unseren Beruf, wir suchen es in unserer Familie, wir suchen es in treuer Arbeit an unseren Mitmenschen, wir suchen es in Kunst und Wissenschaft, wir suchen es auch in der Religion. Wir ziehen aus als Glücksjucher, um das Glück auf Erden zu finden, freilich nur, um auf die mannigfachste Weise zu erfahren:

«Hier ist sie nicht,
Die Heimat der Seele ist droben im Licht.»

Auf Erden ist das Glück als ungestörtes Genießen und heitere Ruhe für keinen Menschen zu finden, unselig jeder, der noch diesem unerreichbaren Traumbild nachjagt.

Und dennoch läßt das Glück sich finden: als ein verborgener Schatz, den wir mit Furcht und Zittern in Händen halten, im irdenen Gefäß der oft so unvollkommenen Lebensformen unseres äußeren Daseins, ein Schatz, der uns immer wieder zu entschwinden droht, den wir aber dennoch im Glauben als sicheren Besitz innehaben. «Ich gebe den Meinen das

ewige Leben und sie werden nimmermehr umkommen und niemand wird sie aus meiner Hand reißen», sagt der Heiland.

Nur dann aber werden wir diesen Schatz finden, wenn wir Christi Mahnung erfassen und befolgen: «Du machst dir viel Sorge und Mühe, eins aber ist not, das ist das gute Teil, das nicht genommen werden soll.» «Eins ist not», in diesem Worte liegt das ganze Geheimnis aller echten Lebenskunst. Eins ist not: das soll uns hinweghelfen über die schweren Hemmnisse unseres Lebens. Eins ist not, das soll uns hinleiten zu den Quellen des ewigen Lebens.

Es möge erlaubt sein, zum Teile mit den Worten des edlen Russen Leo Tolstoj, der wie kaum ein zweiter von allen Mitlebenden auf den Höhen der Erfahrung, des Ruhmes, der Erkenntnis steht, Christi Gedanken zu verdeutlichen. Wenn ungezählte, die diesen Gedanken verstehen könnten, es nicht wollen, andere die ihn verstehen wollen, es nicht können, so mag es uns eine starke Ermutigung sein, daß einer der besten aus den Millionen der heutigen Menschheit des Lebens Aufgabe so voll und tief erfaßte.*

* * *

Wir möchten alle so gerne glücklich sein! Aber wir können es nicht! Immer aufs neue werden wir durch Entbehrung, Fehlschläge, Enttäuschungen, Unglücksfälle, Krankheit, Mißgeschick, Widerwärtigkeiten, seelische Kümmeris aus der Bahn geworfen, in unserem Gleichgewichte gestört. Gerade wenn wir das Glück zu haschen wähnen, erkennen wir es so oft als täuschendes Irrlicht.

Solange wir das Glück in Genuß und Vermeidung von Unlust setzen, ist und bleibt das Glück ewig unerreichbar. Und doch setzen fast alle Menschen das Glück gerade in diese beiden Dinge. Wohl gibt es ja überhaupt sehr wenige, die ein klares Bewußtsein davon hätten, was sie überhaupt an allgemeinen Gütern erstreben. Aber wenn man es ganz vorurteilslos prüfen und abschätzen würde, so würde man entdecken: der Lebensinhalt der meisten ist Streben nach Genuß und Furcht vor Unlust. Weil dies Streben sie ganz allein regiert, suchen sie mit ängstlicher Sorge und heißem Bemühen: Vermögen, Vorwärtskommen, Familienglück, Gesundheit, für sich und die ihrigen. Denn dies alles ist ja die notwendige Voraussetzung für ungestörten Lebensgenuß und Bewahrung vor Leiden.

Und doch kann im Trachten nach diesen Dingen unmöglich der eigentliche, letzte Zweck des Lebens liegen. Unmöglich ist das Trachten, nur genießend leben und dem Leiden um jeden Preis entfliehen zu wollen.

* Vergl. Leo Tolstoj: «Der Sinn des Lebens.» München, Albert Langen, 1901. Preis K 1.20.

Ein Leben, das nur in Genüssen besteht und von keinem Leiden gestört wird, ist nicht möglich. Die Welt ist nun einmal so eingerichtet, daß unzählige sich mühen müssen, um wenigen Genuß zu bereiten, ein Genuß, der dann viel verlockender der heißen Sehnsucht derer vorschwebt, die ihn entbehren, als er den Genießenden tatsächliche Freude bietet. Wenn aber auch das ganze Leben nur aus Genüssen bestände, das Ende des Lebens, der Tod, ist immer mit Leiden verbunden. Der Tod ist die dunkle Pforte, die wir alle durchschreiten müssen, der tragische Ausklang, mit dem jedes einzelne Leben abschließt. Wie verhüllen die Menschen vor diesem Ende ihres Trachtens ihr Angesicht! Sie wollen es nicht wissen:

«Nach Trübsal, Angst und mancher Not
Kommt endlich noch zuletzt der Tod.»

Als wenn der furchtbare Schnitter Tod damit aus der Welt geschafft wäre, daß man ihn zu vergessen sucht! Ganz zweifellos ist der Tod unser allerlehtes irdisches Ziel. Kann darin der Zweck des Daseins liegen, kann er liegen in einem erträumten Genuß, den es auf Erden gar niemals gab noch geben kann?

Kann es des Schiffers Zweck sein, die Wellen, die sein Schiff hin und her schleudern, zu meiden? Doch nur dann, wenn er kein Schiffer mehr wäre! Kann es des Soldaten Zweck sein, den Kampf zu meiden? Doch nur dann, wenn er kein Soldat mehr wäre! Kann es des Menschen Zweck sein, die Leiden zu vermeiden, die Genüsse zu erlangen? Dann wäre er kein Mensch mehr! Genüsse und Leiden sind notwendig. Sie sind das Ein- und Ausatmen der Seele, Nahrungsaufnahme und -ausscheidung. Aber so wenig wir leiblich leben um zu essen, sondern essen um zu leben, so wenig können wir im Auffuchen der Genüsse und im Ausweichen vor den Leiden des Lebens letztes, höchstes Ziel erkennen. Das Ziel des Lebens muß ein allgemeines und geistiges sein.

Darum sagt der Heiland: «Tut Buße», das heißt: Bedenkt den Wahnsinn eures irdischen Trachtens nach Lust und Ehre, begreift euch selbst, wer ihr seid, wozu ihr existiert. Das Wohl eurer selbst als einer Einzelperson oder eurer Familie oder des Standes oder Staates oder Volkes, das alles kann nicht der letzte Zweck eures Lebens sein. Ihr habt gar nicht das Recht, dies Ziel euch nach eigener Wahl zu setzen, da euch das Leben nicht gehört, sondern der Macht, die euch kunstvoll und wunderbar hervorgebracht hat. Diese Macht hat durch alle Wunder der Natur, der Weltgeschichte, der geistigen Schöpfungen, der Heilsoffenbarung dargetan, daß sie Gedanken besitzt. Gedanken, soviel höher als unsre Gedanken, wie der Himmel höher ist als die Erde. Um dieser

wunderbaren Geisteskraft willen, die in allen Schöpfungswerken ausgebreitet ist, kann diese ewige Macht Vertrauen von uns beanspruchen, Vertrauen, das wir in der Gestaltung der kleinen Wege unseres eigenen Lebens betätigen müssen. Aus Natur, Geschichte, Gottes Wort enthüllt sich uns aber der Lebenszweck als ein geistiger und gemeinschaftlicher, als ein Reich der Geister:

«Du ahnest es hienieden,
Doch droben bricht es an.»

Wenn wir dies Eine erfasst haben, was not ist zu erfassen, dann wissen wir, auch in all unserem Handeln und Schaffen ist doch nur Eines not. In den Stunden seelischer Depression, des Kammers, der Furcht, des Jorns und Argers über die Menschen, sollten wir uns daran halten: Nicht daß wir verschiedene Werke schaffen, Kinder erziehen und glücklich machen, Geld erwerben, Ehrenstellen erlangen, für die Menschheit wirken, nicht alles das ist not. Not ist ja doch nur das eine einzige, daß wir geistige Wesen werden, die in Gottes Reich hineinpassen. Daß unsere äußern Verhältnisse, daß unser Beruf ungestört, unsere Familie gesund, unsere Ehre unbefleckt, unser Glück vollkommen sei, das ist nicht not. Aber das Eine ist not, daß unser Leben selbst ein ganzes, gutes, vernünftiges Werk sei. Und zwar nicht in den Augen der Menschen, nicht in unseren eigenen Augen, sondern in Gottes Augen. Und solange wir leben, haben wir die Möglichkeit, mit einem einzigen Ruck es dazu zu machen, wenn es auch noch so schlecht, unvernünftig, unvollkommen gewesen wäre.

Durch diese eine Erkenntnis aber erscheint uns mit einem Mal alles Sinnen, Trachten, Rennen, Fagen, Loben, Tadeln, alles Reden und Handeln auf dem Markt und in der Kammer als blinde Unvernunft. Es fällt auf alle Lebenserfahrungen ein ganz neues Licht, daß wir mit dem Apostel sprechen lernen: «Was mir Gewinn war, das habe ich um Christi willen für Schaden geachtet. Denn ich achte es alles für Schaden gegen der überschwenglichen Erkenntnis Christi Jesu meines Herrn.» Und umgekehrt: Was mir Schaden war, das habe ich um Christi willen für Gewinn geachtet! Hemmung ward mir Förderung! Was not ist, ist dein seelisches Leben zu heben. Dein seelisches Wesen aber kannst du nur dadurch heben, daß du in deinem tierischen Leben Reinheit, in deinem menschlichen Leben Demut, in deinem göttlichen Leben Liebe erstrebst. Mit wahrhaft prophetischem Geiste hat Tolstoj damit des Lebens Zweck nach seiner Entfaltung in seinem dreifachen Verhältnis zu uns selbst, zu unsern Mitmenschen und zu Gott bestimmt.

Um deiner Reinheit willen sind dir Entbehrungen, Enttäuschungen, Schmerzen völlig unentbehrlich. Wenn Gott dir alles gäbe, was du so heiß verlangst, so innig wünschst; wenn du nicht hindurch müßtest durch qualvolle Entbehrung, wie weichlich, sinnentrunken, leidenssüchtig, mit einem Wort: wie unrein würde deine Seele. Nur das, wofür wir opferten, achten wir. Reinheit der Seele muß dem Leibe, dem Tierischen an uns, fast immer mühsam abgerungen werden. Das kann nur durch Opfer, durch Entbehrung geschehen. In all den Stunden, wo wir zu verschmachten scheinen im heißen Durst nach Freuden, da sollten wir bedenken: Eins ist not! All das andre mag wertvoll, köstlich sein, aber doch nicht not.

Eins ist not. Darum soll sich in deinem göttlichen Leben Liebe gestalten. Sie ist ja das eigentlich Göttliche, Geistige im Menschen. Liebe im echten Sinne ist die Kraft der Seele, in unermüdetem Wohlwollen, in nie versagender Treue die geistigen Zwecke unserer Mitmenschen, unseres Volkes, des Reiches Gottes zu fördern. Das Tier kennt nur die Erhaltung seines Leibes und seiner Gattung. Ob der Mensch ein geistiges Wesen ist, muß sich darin offenbaren, ob sein Sinn sich erschließt für geistige Aufgaben, die niemals ein einzelner lösen kann, die vielmehr immer Sache einer Gemeinschaft sein müssen.

Damit aber solche Liebesgesinnung erwachsen und sich bewähren könne, sind alle die Hindernisse, die uns so oft das Leben fast unerträglich machen, ganz unentbehrlich. Wenn wir nicht Haß, Stumpfheit, Bosheit, Verstandislosigkeit bei unsern besten Absichten kennen lernen würden, wenn wir nicht in böse Gerüchte hineinkämen, so würde sich unsere Liebe nie bewähren können. Auch hier macht nur Übung den Meister. «So ihr nur die Lieb habt, die euch lieb haben, was tut ihr Sonderliches», sagt der Heiland. Er selbst hat die heftigste Feindschaft, den größten Undank erfahren, der sich jemals gegen einen Menschen richtete. Aber wäre das nicht gewesen, hätte dann die Welt die Feier der allergrößten Liebe je gesehen, die in Gethsemane und Golgatha sich abspielte? Und so auch bei uns. Wenn unsere Liebe erwidert wird, auf Dank und Anerkennung stößt, da ist sie im Grunde nicht von versteckter Selbstsucht zu unterscheiden. Solange jeder Liebesbeweis reichen Lohn trägt, solange ist die Liebe nichts Starkes, nichts, was in sich eigenes Leben hätte. Anders wenn die Liebe zunächst etwas Aussichtsloses ist, mit Bosheit und Unverstand zu kämpfen hat und sich doch nicht abschrecken läßt. Dadurch beweist die Liebe, daß es ihr wirklich um die Sache und Person zu tun ist und nicht um äußern Lohn. Darum achtet es zuletzt eitel Freude, wenn euch die Menschen so oft nicht verstehen, wenn ihr unerkannt, ver-

dächtigt, angefeindet über diese Erde geht. Denn das alles ist notwendige Voraussetzung und Bewährung eurer Liebe.

Und durch beides, durch Entbehrung wie durch Feindschaft der Menschen, kann allein das echteste Kleinod eines bewährten Christen, die Demut, euch zufallen. «Den Hoffärtigen widerstehet Gott, den Demütigen gibt er Gnade.» Die Demut ist die köstlichste Perle in der Strahlenkrone, die das Haupt jedes echten Christen schmückt. Demut aber erwächst nur durch Demütigung. Wir alle gedenken wohl mit brennender Scham, wie mit aufstochender Entrüstung, der vielen Demütigungen und Herabwürdigungen, die wir zu erdulden hatten. Gerade der, welcher viel Ehren und Würden empfängt, muß auf der anderen Seite durch empfindlichere Demütigungen hindurch, wie einer, der sich an hochfahrende, geringschätzig Behandlung gewöhnt hat. Wie es denn einer der größten Vorzüge eines niederen Standes ist, daß der Mensch durch ihn unempfindlicher wird gegen Kränkungen und Widerwärtigkeiten. Wie sehr aber steht eine solche Behandlung im Widerspruch mit allem, was wir nach unserem berechtigten Gefühl von Menschenwürde erwarten dürften. Des Reichen Stolz, des Mächtigen Mißhandlung, das wird von Shakespeare aufgeführt unter den schwersten Geißeln und Schmerzen des Lebens. Und doch ist uns nichts so not, wie solche Erfahrungen, die uns in der Demut üben. Wie leicht wird doch das arme Menschenherz hoffärtig, überhebend, indem wir «Fleisch zu unserem Arm machen», wie die Schrift sagt. Wir sollten «auf nichts Vergängliches bauen, nicht Eitelkeit uns freun» und doch, wie leicht bauen und pochen wir auf Ehre, Gut und eigene Kraft, statt allein auf ihn zu bauen, der allein dem Menschen Leben und Odem gibt. Darum tun uns Demütigungen not, damit wir unserer eigenen Erbärmlichkeit innwerden. Wir wissen ja alle so viel zu schelten über fremde Schlechtigkeit! Ach wenn wir doch nur von unseren eigenen Mängeln immer voll überzeugt wären, wir würden leichter durchs Leben finden. Solche Demut aber ist eine Kunst, die nur sehr schwer erlernt und nur allzuleicht vergessen wird.

«Eins ist not», eins, daß wir geistig uns läutern, rein und tren und demütig werden. Weil dies Eine not ist, darum ist auch so viel anderes not, was wir gar nicht für nötig halten, was aber Gott in seiner Weisheit dennoch so geordnet hat. Aber der Heiland spricht: «Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht, ich will euch erquicken.» Wenn er uns das Eine anbietet, was not ist, so meint er damit doch zuletzt etwas, was uns trösten und stärken, nicht aber niederbeugen soll, eine köstliche Perle, die an Wert alle irdischen Güter übertrifft, so daß wir durch deren Besitz entschädigt werden für den Verlust aller übrigen Güter. Das meint das Lied, wenn es sagt:

Karfreitag.

Predigt,

gehalten am 13. April 1906 in der evangel. Christuskirche zu Raibach

von

Pfarrer Dr. Ottmar Hegemann.

«Ich bin durchs Gesetz dem Gesetz
gestorben, auf daß ich Gott lebe;
ich bin mit Christus gekreuzigt.»

Paulus an die Galater 2, 19.

Gesetz wider Gesetz! Was ist ein Gesetz? Ausdruck eines Willens, der sich Geltung zu verschaffen vermag. Draußen in der Natur und drinnen im Leben der Menschen finden wir Gesetze, einheitlich wirkende Kräfte, in denen das Walten eines bestimmten Willens offenbar wird.

Ein solches Gesetz ist das Sittengesetz: ein Ausdruck des in der großen Mehrzahl einer Gemeinschaft lebendigen Willens. Jeder Staat hat eine Fülle von Gesetzen, durch die er das äußere Verhalten seiner Bürger regelt. Und wo immer Menschen auf irgend eine Weise in Berührung treten, da stellen sie Satzungen aller Art auf, durch die sie ihre Beziehungen festsetzen.

Gemeinschaftlich ist diesen Gesetzen, daß sie durch Zwang wirken, durch Hoffnung auf Belohnung oder Furcht vor Strafe. Einer der erhabensten Vertreter dieses äußeren Gesetzes war Kaiser Wilhelm I. Auf seinem großen Denkmal in Berlin sehen wir ihn auf hohem Roß, umringt von brüllenden Löwen und umstarrt von Waffen. Das ist das beste Sinnbild für das äußere Gesetz! Es wirkt durch die äußere Gewalt und muß durch äußere Gewalt wirken. Der Staat muß seine Machtmittel äußerlich zeigen, um das Böse im Zaum zu halten.

Und dennoch hat diese Gewalt etwas Bestialisches, Brutales. Es ist ja doch eine offenkundige Tatsache, daß alle die äußeren Veranstaltungen, alle Belohnungen und Strafen des Gesetzeswesens keine wahre, innere Gerechtigkeit zu wirken vermögen. Kirche und Staat erzeugen Scheinheiligkeit, äußeres wohlanständiges Verhalten, aber keine Heiligkeit. Und selbst dieser äußere Schein der Heiligkeit wird in all dem Gesetzeswesen in Staat und Kirche oft genug nicht einmal gewahrt, die nackte Ungerechtigkeit bricht oft genug durch. Es ist eigentlich ein offenes Geheimnis, daß man sich da gegenseitig eine Art Komödie vorspielt, nur daß man das nicht laut lassen werden will, weil so viele daran beteiligt sind und Schaden fürchten oder Nutzen hoffen.

Gewiß, Millionen von Menschen, wohl die große Mehrzahl, plätschern behaglich umher in den seichten Untiefen äußerer Vorschriften, sonnen sich in dem Gefühl, daß sie ihr Verhalten in Übereinstimmung brachten mit allerlei Sätzen, und finden im Gesetzesdienst ihr Genüge. Daher kommt es auch, daß, so oft auch religiöse Freiheitshelden auf dem Gebiete der Religion der Freiheit die Bahn brachen, doch immer wieder ihre Nachfolger in die Gesetzesreligion zurücksaufen, die einzig dem Wesen der großen Mehrzahl entspricht. Daneben aber gibt es doch andere, und sie sind es, die dann immer wieder den Gang der Geschichte bestimmen, die in furchtbaren Kämpfen die ganze Wichtigkeit des äußeren Gesetzesdienstes an sich selbst erfahren. «Das Gesetz richtet nur Zorn an.» «Das Gesetz ist dazwischen gekommen, damit die Sünde um so mächtiger werde», sagt der Apostel Paulus, der doch vorher ein glühender Anhänger der Gesetzesreligion gewesen war. Und genau dieselben Erfahrungen hat Luther in dem wieder zur Gesetzesreligion gewordenen Christentum gemacht. Solche Menschen — die ja wahrlich nicht alleinstehen — lernen dann zuletzt sprechen: «Ich bin dem Gesetz gestorben.» Das Gesetz hat seine Bedeutung, seinen Wert für mich verloren. Ich habe erkannt, daß es für unmündige Menschen und Völker nötig ist, daß es aber für den gereiften Geist wertlos, ja schädlich wird.

So zu sprechen vermag aber nur der Geist, der es dem Apostel nacherleben kann: «Ich bin durch das Gesetz dem Gesetz gestorben.» Das Gesetz, als eine geistige Willensmacht, kann nur durch etwas Höheres überwunden werden, durch ein höheres Gesetz. Dieses höhere Gesetz ist dem Apostel in Jesus Christus aufgegangen. Hier fand er eine höhere Geistes- und Willensmacht als in allen früheren Gesetzen. Im Leben und Tode Jesu Christi fand er eine Erkenntnis über die höchsten entscheidenden Lebensfragen, und zwar nicht allgemein und verschwommen, wie sonst auch bei den größten Denkern, sondern von der größten

Bestimmtheit, und diese Lehre war vorgetragen mit dem Einsatz der größten Gewißheit und dem größten Nachdruck. Der französische Staatsmann Talleyrand hat dem Philosophen St. Simon die bekannte Antwort gegeben: «Wenn Sie wollen, daß sich Ihre Lehre allgemein verbreite, so lassen Sie sich doch für dieselbe kreuzigen.» Damit ist sehr gut ausgesprochen, daß die Menschen nur von dem höchsten Ernst, der sich in einem wirklichen Opfer ausdrückt, überzeugt werden. Gewiß, alle Weisheitslehren des Heilandes hätten die Welt nicht überzeugt, wenn nicht die gewaltigste Predigt aus dem brechenden Auge des sterbenden Erlösers am Kreuz hinzugekommen wäre.

«Was ist Wahrheit?» fragt Pilatus. Und genau in demselben Sinne sagte mir kürzlich ein angesehener Bürger dieser Stadt, gewiß im Sinne unzähliger Gleichgesinnter: «Was Religion! Wer wird denn heute noch wegen Religion, d. h. also wegen Erkenntnis der letzten entscheidenden Lebensfragen, irgend ein Opfer bringen?» Das ist die völlige Verzweiflung an jeder Wahrheitserkenntnis. Jesus Christus aber hat um der Wahrheit willen das Leben gelassen. Indem er das Leben gering achtete gegenüber der Wahrheit, hat er für alle Zeiten bezeugt, daß er sie für das höchste, einzig wertvolle Gut halte. Er hat seine Wahrheitserkenntnis verfochten gegenüber der heiligsten, ehrwürdigsten Vertretung der Frömmigkeit, nämlich gegenüber der alttestamentlichen Gesetzesanstalt, und damit bezeugt, daß auch die ehrwürdigsten Mächte gering geachtet werden müssen gegenüber der Wahrheit.

Damit hat Jesus ein neues, höheres Gesetz aufgestellt:

«Ein großes Vorbild weckt Nachahmung
Und schreibt dem Urteil höhere Gesetze.»

Dies Gesetz aber ist die Aufhebung aller Gesetze, denn es besteht in der Lehre, daß der Mensch niemals durch Zwang und äußere Ordnung, sondern nur durch eigene Erkenntnis und eigenen Willen zum Guten geführt werden kann. Deswegen hat Jesus lieber den Tod erduldet, als daß er die Freiheit der Menschen angetastet hätte.

Indem Jesus aber diese Tat der größten Freiheitsliebe vollbrachte, hat er auch das höchste Gute geoffenbart. Das, was Jesus tat, konnte ihm keine fromme Überlieferung, kein Sittengesetz, keine Weisheitslehre zeigen, er mußte es selbst finden durch das Gesetz, das in ihm war, durch seine eigene heilighohe Menschennatur. Und für jeden, der ehrlich um das höchste Gut ringt, hat dies Gesetz etwas Überwältigendes, denn es schenkt ihm die höchste Freiheit und zugleich die Erfüllung mit Kräften

des Guten, wie sie durch keine äußerliche Frömmigkeit erlangt wird. Dies ist eine Frömmigkeit und Gerechtigkeit, die frei ist von aller Enge und von allem Dünkel, durch welche der Mensch abstirbt allem äußeren Gottesdienst, allen Sakramenten und aller Scheinheiligkeit.

Wir haben ja doch alle die eigentümliche Erscheinung vor Augen, daß die Menschen die äußere Religion verachten. Im Grunde beteiligt sich ja fast niemand mehr, der irgendwie auf eigenes Denken Anspruch macht, weder am Gottesdienst der evangelischen noch der katholischen Kirche. Geradezu verschwindend klein ist die Zahl der Teilnehmer am hl. Abendmahl. Die Menschen verachten die äußere Religion und können sie doch nicht missen. Sie erkennen die Scheinheiligkeit ihrer Priester und bleiben doch ihre Knechte.

Woher das kommt, ist leicht zu erklären! Bewußt oder unbewußt haben wir alle das Gefühl der Unheiligkeit und Ungerechtigkeit. Wir erkennen auch die Unfähigkeit, aus eigener Kraft das Gute zu verwirklichen. Da bietet sich die Kirche mit ihren Sakramenten an und verspricht, auf übernatürliche Weise den Mangel zu ersetzen, an dem wir krankten. Und weil die Menschen keinen andern Weg erkennen, um zur Heiligung zu gelangen, darum fühlen sie sich immer wieder unwiderstehlich hingezogen zu den kirchlichen Heilmitteln. Alle Aufklärung und aller Freisinn wird es nicht erreichen, daß die Menschen diesem äußeren Kirchenwesen absterben. Das wird nur möglich sein, wenn sie in sich selbst eine wirkliche Kraftquelle des Guten empfangen, jenes «Gesetz», von dem Paulus redet, wie es allein durch das höchste Ideal im Herzen lebendig wird. Dies allein kann frei machen vom äußeren Kirchentum, weil es etwas Besseres an die Stelle der kirchlichen Scheinheiligkeit setzt, nämlich das Tun des Guten aus eigener Erkenntnis und eigenem Willen durch Erkenntnis des höchsten Ziels. So besteigt der einen hohen Berggipfel und erreicht trotz aller Fehltritte und Umwege dennoch das erstrebte Ziel, der beständig die vor ihm liegende Bergspitze im Auge hat. Das ist die wahre Sittlichkeit, die des Führers nicht mehr bedarf, weil aus eigenem Antriebe und eigener klarer Einsicht das Gute sich deutlich dem Auge darstellt, während — auf diesem sittlich-geistigen Gebiete — die Führer nur allzuleicht und allzuoft nichts sind wie «blinde Blindenleiter», wie sie der Heiland genannt hat.

D möchten wir darum alle so sprechen lernen: «Ich bin durchs Gesetz dem Gesetz gestorben.» Dann würden wir mit dem Apostel fortfahren können: «Ich bin mit Christus gekreuzigt», oder wie er ein andermal sagt: «Durch Christus ist mir die Welt gekreuzigt und ich der Welt.»

Es schwebt über der Welt unsichtbar für uns das Kreuz. Richard Wagner hat in seinem «Parsifal» in erhabenen Weisheitsklängen diese Stimmung eines vom Karfreitagszauber umwehten Menschen wiedergegeben:

«Nun frent sich alle Kreatur
Auf des Erlösers holder Spur,
Will ihr Gebet ihm weih'n.
Ihn selbst am Kreuze kann sie nicht erschauen:
Da blickt sie zum erlösten Menschen auf;
Der fühlt sich frei von Sündenlast und Grauen
Durch Gottes Liebesopfer rein und heil.»

Wir dürfen hier auch eines andern Sängers gedenken, des größten Sohnes unserer Stadt Laibach, Anastasius Grün, dessen hundertjährigen Geburtstag wir vorgestern feierten. Er hat einst von seinem Freunde Nikolaus Lenau gesagt: «Das Kreuzeszeichen schwebt unleugbar, oft zwar verschleiert, oft wieder verherrlicht, über allen seinen Geisteswerken und stempelt gerade ihn zum vorzüglich christlichen Dichter.» Das gilt in besonderem Maße auch von Anastasius Grün selbst.

Schließt er doch seine wohl schönste Dichtung mit den Worten:

«Ob sie's auch kennen nicht, doch steht's voll Segen
Aufrecht in ihrer Brust, in ew'gem Reiz.
Es blüht sein Same rings auf allen Wegen,
Denn was sie nimmer kannten, war ein Kreuz.»
«So steht das Kreuz inmitten Glanz und Fülle
Auf Golgatha, glorreich, bedeutungsschwer.»

Und wie hat er in derselben Dichtung das Kreuz verherrlicht, «der Schande, Schmach und Untat blut'gen Pfahl»:

«Von aller Kön'ge Kronen, allen Fahnen,
In alles Land, von allen Bergen dar,
Auf allen Masten, allen Ozeanen
Strahlt glorreich jetzt, was einst ein Galgen war!
Sein Zeichen muß jetzt Heldenpanzer schmücken,
Auf Domen flammen, hoch in Glanz und Pracht,
Als schönster Schmuck am Frauenbusen nicken,
Und siegreich flattern im Panier der Schlacht.

«Er war unser», so dürfen wir von diesem edlen Manne auch vom evangelischen Standpunkt aus sagen, er, der über die Kreuzeszeit des Evangeliums in Krain die schönen Worte gesprochen: «Merkwürdig bleibt es, daß die Reformation, die wie ein glänzendes Meteor auch über Krain

geleuchtet, in dem Adel und den Ständen des Landes mächtigen Anhang und Schirm, in seinen Predigern und Gelehrten energische Organe gefunden, dennoch in dem Volksliede keine Spuren zurückgelassen; erklärlich aber wird dies, wenn man in der Geschichte des Landes von jenen, an die ältesten Christenverfolgungen erinnernden Gewalttaten liest, durch die es den Männern des Staates und der Kirche jener Zeit gelungen, die keimkräftige Saat Luthers in diesem Lande mit Stumpf und Stiel auszurotten.» («Lieder aus Krain.» Berlin 1877, S. 15.)

Gewiß, äußerlich ist das Kreuz, wie es ein Grün schildert, aufgepflanzt in der ganzen Welt. Aber es soll auch im Herzen der Menschen aufgerichtet werden. Der bekannte Philosoph Schopenhauer, ein Gegner des Christentums, hat beim Anblick des Bildes von Dominique Rancé, des Gründers des Trappistenordens, erschüttert ausgerufen: «Das kann nur die Gnade wirken», denn es sprach ihn aus diesem Antlitz der Ausdruck unerschütterlichen Friedens, innerer Freudigkeit, wahrer Himmelsruhe an. Nur dem, der sich aus den Stürmen der Sinnenlust, der Ehrbegier und Erwerbsucht gerettet und das Ich, den dunklen Despoten, besiegt hat, nur dem wird solche heitere Ruhe geschenkt. Ach, wenn der Sinnenmensch etwas ahnen könnte von dieser Glückseligkeit, wie gerne würde er sich abwenden von seinen schalen Freuden.

Und doch könnten wir die Wahrheit des Apostelwortes: «Ich bin mit Christus gekreuzigt» in noch viel tieferem Sinne erfahren, wenn wir nämlich die evangelische Weise beherzigen:

«Lasset uns mit Jesu ziehen,
Seinem Vorbild folgen nach,
In der Welt der Welt entfliehen,
Auf der Bahn, die er uns brach.»

Nicht der ist der wahre Weltüberwinder, der die Welt flieht, sondern der die Welt besiegt, indem er den Kampf mit der Welt aufnimmt. Das können wir nur, wenn wir in der Welt aushalten, in ihren Versuchungen, Freuden und Leiden. Dann aber gilt es, mitten in der Welt zu handeln nach dem Worte des Apostels: «Die der Welt gebrauchen, daß sie ihrer nicht mißbrauchen.» Wir genießen der Welt, aber unser Herz hängt nicht mehr an ihr, wir empfinden ihre Schmerzen und Entbehrungen, aber wir verzweifeln darum nicht. Die Welt mit all ihrer Lust und all ihrem Schmerz ist dann nur eine Übungsschule für uns, die wir treulich benutzen wollen, aber nicht um ihrer selbst willen. Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir, für das ewige, innere Leben. Fassen wir so

unser Leben auf, dann wird kein Mißerfolg und keine Enttäuschung uns verbittert und trostlos machen, keine Lust und Ehre uns mehr berauschen.

So nur leben wir ein Leben wahren Gehaltes, wie es der Apostel mit den Worten beschreibt: «Ich lebe Gott. Ich lebe, doch nur nicht ich, sondern Christus lebt in mir. Denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich in dem Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebt hat und sich selbst für mich dargegeben.» Denn nun werden uns alle Formen des vergänglichen Lebens in Haus, Beruf und Gesellschaft zu Stufen, auf denen wir einem höheren Leben entgegenschreiten. Wie arm ist doch das Leben so vieler Menschen, die nur aus der Welt für die Welt leben! Oft möchte man sie fast mit Tieren vergleichen, die sich im Schmutze der Kiste weiden, oder dem Hamster, der von allen Seiten in seinen Bau schleppt, was er zu seiner Nahrung zu bedürfen meint, oder der Elster, die aus Freude an glänzenden Dingen allerlei in ihr Nest trägt. Und sie alle, die nur dem Genuß, dem Besitz, der Ehre leben, gleichen solchen, die ihr Angesicht vergraben in irdischem Tand, statt es in freiem Adel zu Gott zu erheben, wozu sie doch geschaffen sind.

Wohl, man verlacht ja jeden Aufschwung zu ewigen, unvergänglichen Gütern als Unvernunft. Jeder, der Ernst zu machen versucht in praktischer Erprobung dieses Gedankens, den uns der große Apostel vorträgt, der wird gar oft durchschauert werden vom Gefühle tiefster Vereinsamung, weil die breite, platte Alltäglichkeit sich entweder nur in stumpfem Überglauben oder in ebenso stumpfem Unglauben bewegt. Möchten wir uns trösten mit jenen Riesengeistern, die von der Höhe der reifsten und tiefsten Erfahrung denselben Gedanken aussprechen, wie hier der Apostel. So läßt Goethe den zweiten Teil seines «Faust» ausklingen in der Mahnung:

«Steigt hinan zu höherm Kreise,
Wachset immer unvermerkt.
Wie nach ewig reiner Weise
Gottes Gegenwart verstärkt.
Denn das ist der Geister Nahrung,
Die im freisten Äther waltet,
Ew'gen Liebens Offenbarung,
Die zur Seligkeit entfaltet.»

Durch der Liebe höchstes Gesetz frei von allem Gesetzesdruck, wahrhaft frei und wahrhaft fromm! Das ist der Gedanke, den der Apostel als Karfreitagslosung uns gibt. Und es ist kein anderer als der, in welchem Richard Wagner das titanenhafte Werk «Der Ring der Nibelungen»

ausklingen läßt, von dem er sagt, «daß sein Sinn in der Wirkung des musikalisch ertönenden Dramas mit höchster Bestimmtheit ausgesprochen wird» :

«Nicht Gut, nicht Gold,
Noch göttliche Pracht;
Nicht Haus, nicht Hof,
Noch herrischer Prunk;
Nicht trüber Verträge
Trüglicher Bund,
Noch heuchelnder Sitte
Hartes Gesetz:
Selig in Lust und Leid
Läßt die Liebe nur sein.»

Amen.

Der Heiland lebt!

Predigt am Osterfeste

15. April 1906 in der evangelischen Christuskirche zu Laibach

von

Pfarrer Dr. Ottmar Hegemann.

«Christus sprach zu seinen Jüngern:
„Ich lebe und ihr sollt auch leben.“»
Evangelium des Johannes, 14, 19.

Es war in alten Zeiten ein König hoch und hehr. Mit seinen Kriegsscharen zog er in fremde Länder, führte die Einwohner in die Gefangenschaft und gründete ein gewaltiges Weltreich. Seinen Namen ließ er in die Felsen eingraben und einen gewaltigen Grabespalast aus Steinquadern ließ er sich errichten. Als er zum Sterben kam, da ordnete er an, daß seine Gebeine in köstliche Salben gelegt und so vor Verwesung geschützt würden.

Aber wenn wir heute seinen Namen hören, schlagen unsere Herzen nicht höher, unsere Augen leuchten nicht, denn die Taten jenes Mächtigen bedeuten für uns nichts mehr. Und kommen wird der Tag, wo Sturm und Regen die letzten Spuren seines Namens in den Felsen verlöschen wird, wo der Wüstenand über den letzten Stein seines Grabgewölbes dahinwehen und es sein wird, als wenn er nie gelebt hätte.

Und es war auch ein anderer Mann, der arm und gering über diese Erde ging. Er hatte keine Soldaten, er vergoß kein Blut, er brannte keine Häuser nieder. Er ließ seinen Namen nicht in Felsen schreiben, aber in die Herzen der Menschen drückte er ihn ein. Er neigte sich zu den Ärmsten und Verlorensten nieder, dem Kranken legte er die Hand auf die brennende Stirn, den Sünder richtete er auf, dem Verzweifelten bot er milden Trost. Nur gegen Heuchelei und Scheinheiligkeit erhob er sich in flammendem Zorn.

Wohl baute er sich kein Grabeshaus, aber in allen Zonen erheben sich die Häuser, die seinem Namen geweiht sind. Und noch hoch über allen menschlichen Wohnungen, an der Grenze des ewigen Schnees, läutet das Glöcklein, das sein Gedächtnis verkünden soll.

Der Heiland lebt. Die Unschuld lebt, die Liebe lebt, die Wahrheit und Freiheit lebt, wenn auch die höchsten irdischen Gewalten sie äußerlich morden. Das ist unser beseligender Osterglaube. Was ist Tiberius, der stolze Kaiser, in dessen Namen einst über Jesus von Nazareth das Urtheil gesprochen wurde? Ein düsterer Schatten, der um Capri's sonniges Eiland schwebt, der nur die Erinnerung weckt an unheimliche Schandtaten, mit denen sein Thron besetzt ward. Was ist Pilatus, der Statthalter im kaiserlichen Purpur, der Jesus in den Tod gab? Ein schroffes Felsengebirge am Vierwaldstättersee kündet seinen Namen, der durch Jesus eine Berühmtheit wurde fast ohne Gleichen, aber die traurigste Berühmtheit der Weltgeschichte. Und was ist Kaiphas, der Hohepriester, der über Jesus das Urtheil sprach: «Er hat Gott gelästert. Er ist des Todes schuldig!»? Der Vertreter des priesterlichen Heilsmitteltums, welches durch das Kreuz Christi für immer als heilzerstörend erwiesen ist.

Jesus aber lebt! Ungezählte Tausende versammeln sich heute am Ostertage, um sein Leben zu feiern, und wenn sie auch nur eine undeutliche Vorstellung von diesem Leben haben, sie legen doch durch ihre Osterfeier Zeugnis davon ab, daß sie gerne an dies Leben glauben möchten.

Worin besteht aber das unzerstörbare Leben des Heilandes, das ist die Frage, die das Osterfest ihnen allen vorlegt. Wenn dies Leben gesucht wird im Hervorgehen eines getöteten Leibes aus der Grabeskluft, so sollen wir alle ohne Unterschied uns das Eine klar machen, daß wir über den Zustand eines solchen Leibes nichts wissen. «Wir wissen nicht, was wir sein werden,» wenn wir gestorben sind, sagt der Apostel Johannes. Und mag man noch so fest überzeugt sein von der Tatsache der leiblichen Auferstehung Christi, es sollte doch

nicht bestritten werden, daß die geschichtlichen Berichte über diesen Vorgang höchst widerspruchsvoll sind. So gut ehrliche und fromme Menschen von seiner Tatsächlichkeit überzeugt sein können, so gut gibt es andere ehrliche und fromme Menschen, die jene Tatsächlichkeit mit gutem Gewissen abweisen. Eine solche «Tatsache» kann aber nicht der Grund unseres Glaubens sein.

Wie Jesus auferstanden ist, darüber wissen wir nichts Sicheres. Daß Jesus lebt, dessen können wir im Glauben inne werden. Dieser Glaube gründet sich aber nicht auf die Vorgänge der Osternacht, die uns in den Evangelien auch gar nicht erzählt werden, sondern er gründet sich auf Vorgänge, die wir noch heute mit unsern eigenen Sinnen prüfen und erleben können, damit wir einzustimmen vermögen in das Apostelzeugnis: «Das ist das Zeugnis, daß uns Gott das ewige Leben gegeben hat und solches Leben ist in seinem Sohne» (1. Joh. 5, 11). Die beiden Tatsachen aber, auf welche sich solcher Osterglaube zu gründen vermag, sind das Todesleiden Jesu und die Entstehung der Christengemeinde.

I.

Unter das Kreuz müssen wir uns erstlich stellen, wenn wir etwas von der Osterfreude erleben wollen. Wenn wir mit den Augen des Glaubens den Kreuzestod Christi betrachten, so ist uns zu Mute, als sähen wir die scheidende Sonne in finsternen Wolkenmassen untergehen. Aber der scheidenden Sonne verlöschendes Licht übergießt diese öden Wolkenmassen mit Purpur und Gold und offenbart gerade im Untergehen ihren gewaltigsten Zauber, daß wir ausrufen möchten:

«Goldne Abendsonne, wie bist du so schön,
Wie kann ohne Wonne deinen Glanz ich sehn.»

Und daraus schon dürfen wir schließen: sie stirbt im Tode nicht, «sie eilt dahin und fördert neues Leben.» Einst lebte ein Kaiser aus Habsburgs Stamme, von dem man sagte, daß in seinen Landen die Sonne nicht untergehe. Nun, in Gottes Landen geht die Sonne niemals unter, allezeit geht sie nur unter, um neuen Welten zu leuchten.

Jesus, «das Licht der Welt,» stirbt gleichfalls im Tode nicht. Für jeden fühlenden und denkenden Geist offenbart sich in seinen letzten Worten, in seiner Treue und Gewißheit auch im Tode eine wunderbare Lebensmacht, daß wir ausrufen müssen mit jenem heidnischen Hauptmann: «Das ist wahrlich Gottes Sohn gewesen!» das ist einer, den der

Tod nicht töten kann. Wir sehen in seinem Tode nicht das Erlöschen der Natur, nein, einen Strahl schon eines höheren Lebens.

Um das recht zu verstehen, müssen wir uns klar zu machen versuchen, worin überhaupt alles geistigen Lebens Nahrung und Förderung besteht. Jesus hat das ausgesprochen in den Worten: «Meine Speise ist die, daß ich tue den Willen des, der mich gesandt hat und vollende sein Werk.» Die Taten eines Menschen sind es und unter seinen Taten wieder am vollkommensten die Opfer, die er zu bringen vernag, welche sein innerstes Wesen offenbaren. Indem sie die verborgene Innerlichkeit des Geistes offenbaren, werden sie dann aber auch zur Stärkung und Förderung des innersten Lebens. Die Taten sind die Nahrung des Geistes. Nicht die Gefühle, nicht die Gesinnungen, nicht die Bekenntnisse, sondern die Taten. «An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen,» sagt der Heiland und in seinem Geiste sein größter Apostel: «Hätte ich nicht (Taten wahrer) Liebe, so wäre ich nichts.» Andächtige Stimmungen, tief-fromme Kundgebungen haben wir in der heutigen Christenheit übergenug, aber kein quellfrisches Leben, weil es an Taten, an Opfern mangelt. Mit Anastasius Grün, diesem Osterjohne, der sich nach Ostern benannte und der Ostern Hoffnungsspanier sich erwählte, sollten wir sprechen:

«Und der schönen Tat in Worten
Könnten wir beinahe entraten.
Was uns nottut allerorten
Ist ein schönes Wort in Taten.»

«Das Wort aber ward Fleisch,» ward Tat, wie es unser allergrößter Dichter deutete, als er sprach: «Im Anfang war die Tat.» Und die größte Tat des fleischgewordenen Wortes war sein Verzicht auf die äußere Tat um des inneren Duldens, des Sichopferns willen. Und dieses größte Opfer war die größte Tat, die jemals auf Erden geschehen ist. Wichtiger als alle Erfindungen und Entdeckungen, als alle äußeren und inneren Schätze der Menschheit ist diese eine Tat, aus der uns unerschütterliche Gewißheit des göttlichen Willens, weltüberwindende Verzeihung, Treue bis in den Tod, Geduld in tiefster Erdenschmach entgegenleuchtet. Jesu Geist entwickelt hier eine Kraft, durch die er jeder Macht der Welt sich überlegen erweist. Er macht dadurch den Tod des Leibes zu einem Akt des höchsten Lebens und entreißt ihm dadurch seinen vernichtenden Stachel. So wird die Tat des Todes zur höchsten Förderung, Kräftigung und Belebung seines Geistes. So darf der Apostel frohlocken: «Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesus Christus.» Denn wir sehen

den in mächtiger Kraft hervorbrechenden Geist, so daß das Brechen der Leibeshülle nur als Wirkung der Entfaltung dieses Geisteslebens erscheint.

Und daß der Tod Jesu diesen Eindruck machte und machen mußte, sehen wir an seiner Wirkung in den Herzen der Jünger. Gerade Jesu Tod offenbarte ihnen Jesu Leben. Wo Leben ist, wächst neues Leben hervor. Alles Lebendige zeugt neues Leben. Und Jesu Tod beweist sich als Sieg des Lebens dadurch, daß er neues Leben weckte in den Herzen der Jünger. Das ist die andere Tatsache, die unsern Osterglauben: «Der Heiland lebt!» begründet, nämlich die Entstehung der Christengemeinde. Wohl waren die Jünger Jesu eine Weile betäubt, als das Furchtbare hereinbrach: der Hirte geschlagen und die Schafe zerstreut. Aber gar bald erkannten sie die Bedeutung des Todes ihres Meisters, daß hier nicht Niederlage, sondern Sieg sei. Die furchtsamen Schafe verwandelten sich in heldenkühne Löwen, die sich um die rote Messiasfahne scharten, sich zum lebendigen Leibe sammelten, um das Heilandswerk fortzuführen. Die Welt konnte ihn nicht mehr sehen, aber sie sahen ihn innerlich in der Kraft ihres eigenen neuen Lebens. Daß sie ihn auch äußerlich gesehen, das ist nach dem Worte eines der geistvollsten und freisinnigsten Forscher die sicherste Tatsache der Weltgeschichte. Es war wohl notwendig, daß das geistige Bild, welches in ihren Herzen aufgelebt war, sich ihnen nach der phantastischen Weise des Morgenlandes auch äußerlich verkörperte. Aber was sind diese äußeren Erscheinungen, die sich hier, wie so oft in Zeiten religiöser Erregung, einstellten, anders als ein Zeugnis für den ungeheuren Eindruck, den sie empfangen hatten von dem «Haupt voll Blut und Wunden,» das keiner, der «es einmal mit weitgeöffneten Augen geschaut, je wieder vergessen kann, das ihn begleitet bis zum letzten Atemzug, seine höchste Wonne, sein tiefster Friede»? (Fritz Zangger.)

«Christ ist erstanden von der Marter alle!»

Mögen die äußeren Erscheinungen das von Gott geordnete Mittel gewesen sein, um diesen Glauben zu erwecken, der innere Grund und die wahre Ursache dieser Erscheinungen war die Lebenskraft des im Tode triumphierenden Christus, der leiden mußte, um zu seiner Herrlichkeit einzugehen. Im apostolischen Christentum aber, in seinem Reichtum an «Gnade und Wahrheit,» wie er im Neuen Testament vor aller Augen liegt, sehen wir nun im Ostersonnenglanz daliegen ein Meer göttlichen Erbarmens, aus dessen Rauschen uns die süße Weise erklingt: «Also hat Gott die Welt geliebt, auf daß alle das ewige Leben haben.»

II.

Ja, alle sollen sein Leben haben. So wirkt er fort, «unendlich Licht an seinem Licht entzündend.» «Ich lebe und ihr sollt auch leben.» «Er, der Erstgeborene unter vielen Brüdern!» Schon darum können wir sein Auferstehungsleben nicht anders fassen, als das Auferstehungsleben, das uns allen bereitet ist, ein rein geistiges, unzerstörbares Leben.

Wir werden leben durch sein Leben, so wie der Apostel es auslegt: «So wir Gott versöhnt sind durch den Tod seines Sohnes, da wir noch Feinde waren, wie viel mehr werden wir selig werden durch sein Leben, so wir nun versöhnt sind.» Jesus stand einer sündigen Welt gegenüber. Und aus dieser Masse von Sünden heraus, die ihn umgab, die er selbst ererbt hatte, ist er durch die ihm geschenkte göttliche Geisteskraft zu vollkommener Gerechtigkeit gelangt und sein auf andere überfließender Geist führt auch diese zu gleicher Gerechtigkeit. Dadurch werden wir inne, daß die in Jesus sich offenbarende Geisteskraft eine viel gewaltigere Macht war, als die in tausendjähriger Gewöhnung und Vererbung angehäuften Macht des Wahns und der Sünde. «Der uns mit seinem Blute erkaufte aus Nacht und Wahn, schafft, daß mit hellem Mute wir wandeln unsere Bahn.»

In seinem Auferstehungsleben sind Lebensmächte entbunden, die es mit Hölle und Tod aufnehmen können:

«Mag Hoffnung auch erschrecken,
Mag jauchzen Grab und Tod,
Es muß ein Morgenrot
Die Schlummernden erwecken.»

«So wir nun versöhnt sind,» sagt der Apostel. Durch die Macht dieses guten Beispiels ergriffen, zur Überzeugung eines göttlichen Allwaltens und Allliebens gebracht, erwacht in uns die freudige Gewißheit, daß wir nun zu immer neuem Leben aufwärtssteigen. «So werden wir nun selig werden durch sein Leben.» Denn er lebt und wird nun bei uns sein, wenn alles uns verläßt.

Wohl, wir können nur hoffen und ahnen! «Wir wissen nicht, was wir sein werden.» Wir wissen nur, daß wir leben können wie er. «Wir wissen, daß wir ihm gleich sein werden,» sagt der Apostel. Gleich seinem Tode in äußerem Erliegen, gleich seinem Leben in innerem Triumphieren. Wenn auch Leib und Seele verschmachten, wenn nur er, der Lebendige, in uns lebendig bleibt.

Darum stimmen wir ein in den Ostergesang, der um 1200 erklang:

«Christ ist erstanden von der Marter alle;
Des solln wir alle froh sein,
Christ will unser Trost sein. Halleluja!»

Die Form unseres Osterglaubens mag sich gewandelt haben, «erkennen wir doch immerdar nur stückweise,» der Kern und Inhalt unseres Osterglaubens bleibt der alte: «der Heiland lebt,» daß wir mit Martin Luther singen:

«Das war ein wunderlicher Krieg,
Als Tod und Leben ringen.
Das Leben, das behielt den Sieg,
Und hat den Tod bezwungen.»

Amen.

Anmerkung. Die Eingangserzählung ist dem ausgezeichneten Buche: «Jugendlehre» von Dr. F. W. Foerster entnommen. Die Predigt selbst folgt vielfach den Gedanken von Gottfried Schwarz in dessen von 1895 ab erschienenen Zeitschrift: «Das Evangelium».

Treue bis in den Tod.

Predigt am 29. April, gehalten in Abbazia

von

Pfarrer Dr. Ottmar Hegemann.

«Sei getreu bis in den Tod, so
will ich dir die Krone des Lebens
geben.» Offenbarung 2, 10.

Wir kommen her vom Charfreitag und von Ostern.

«Sei getreu bis in den Tod!» Das ist die Losung der Passionszeit, die uns die höchste Treue bis in den Tod hinein vor Augen stellt! Gott gibt «die Krone des Lebens», das ist des OSTERGLAUBENS wunderbarer Inhalt: Jesus hat durch seine Treue bis in den Tod die höchste Vollendung des Lebens empfangen. Aber nicht für sich allein, sondern damit uns allen die gleiche Herrlichkeit zufalle:

«Du gingst, o Jesus, unser Haupt,
Durch Leiden himmelan
Und führtest jeden, der da glaubt,
Mit dir die gleiche Bahn.»

«Sei getreu», darin finden wir die große Mahnung, die den ganzen Inhalt des Christentums zusammenfaßt. «Du wirst die Krone des Lebens empfangen», das ist die herrliche Verheißung, die alles umschließt, was wir im Glauben erhoffen können.

I.

«Sei getreu!» Auch von dieser Mahnung könnte man sagen: «Ist doch alles vollbracht, wenn das eine vollbracht ist.» Gewiß, wir stecken uns andere Ziele: ein Lebensglück, Gewinn, Genuß, Weisheit, Ehre. Wie wenigen aber hält das Leben, was sie sich von ihm versprochen! Es kommt Mißerfolg, Enttäuschung, Entbehrung, Krankheit und Not! Da fallen so viele in Verbitterung oder gar Verzweiflung. Wozu aber ist das Leben da, wenn es die äußere Existenz versagt, ohne die wir nicht bestehen können?

Nun, ob reich oder arm, glücklich oder unglücklich, gesund oder krank, begabt oder talentlos: eines können wir immer, treu sein. Die äußeren Ziele, die uns vorschweben, können wir so selten erreichen. Wollen haben wir, aber so selten das Vollbringen. Treu sein aber kann ein jeder. Mit Zuversicht ausharren auf dem Standort, auf den uns das Geschick gestellt im Vertrauen auf eine höhere leitende Hand. Wie so viele gibt es, die auf einsamen, verlornen, kaum beachteten Posten ausharren ohne äußern Erfolg. Treu können sie sein und in dieser Treue gegen sich selbst liegt Aufgabe und Lohn. Denn letztlich kämpfen wir alle nicht um den Sieg und Erfolg, der ja immer unzulänglich bleibt, wir kämpfen um der Treue willen.

Wie es Goethe ausspricht: «Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.» Alle die Unterschiede in Stand, Besitz, Begabung, Erfolg: vergängliche Formen, die nicht um ihrer selbst willen da sind, sondern um einen höhern Gedanken in ihnen zu verwirklichen. Oder, um es anders zu fassen: Sind wir Menschen Mittel oder Zweck? Sind wir dazu da, um in einer glücklichen Ehe; als Mitarbeiter an allerlei Aufgaben des äußern Lebens; in Anhäufung eines Vermögens unser Leben nützlich zu verwerten oder aber: haben wir in uns selbst so viel Wert, daß wir auch ohne irgend einen äußern Erfolg ganz und allein durch die Macht der Gesinnung, die uns beseelt, etwas bedeuten?

Der Heiland will uns die Antwort lehren im Gleichnis von den anvertrauten Pfunden. Nicht ob wir wenig oder viel besitzen, ob unsere Talente oder Erfolge klein oder groß sind, entscheidet über unsern Wert, sondern ob wir treu waren in der Verwertung dessen, was uns anvertraut ist. Alles andere sollen wir dem Herrn überlassen, der uns zu Haushaltern gesetzt hat. «Nun aber suchet man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden.»

So wie es geschrieben steht an einer Brücke in meinem Heimatslande, am Fuße des Schwarzwalds. Goethe soll dort zum Besuch seiner Schwester Cornelia in Emmendingen geweilt haben, auf ihn wird die Inschrift zurückgeführt:

«Alles ist Übergang —
Der Heimat zu.»

Alle die äußern Formen des Daseins in Besitz, Genuß und Entbehrung, sie sollen eine Brücke nur sein:

«Die Welt mit ihrem Gram und Glücke,
Will ich, ein Pilger frohbereit,
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, überm Strom der Zeit.»

Solange ein Mensch bei seinem Handeln nur den Erfolg, die äußere Wirkung im Auge hat, bleibt er eine Sklavenseele, mag er auch äußerlich noch so glänzend dastehen, wie umgekehrt der Geringste, der sein Tagwerk tut in Treue gegen sich selbst, weil er weiß, daß es trotz seiner Unscheinbarkeit ihm zur Schule und Bewährung für Höheres ist, eine Königsseele hegt.

Würde das beherzigt in unserer Zeit furchtbarer sozialer Mißgunst, des fressenden Neides und Hasses, die Maßstäbe müßten sich wandeln, mit denen wir messen. Die Besitzenden und Vornehmen würden erkennen, daß der wahre Wert des Menschen nicht in Äußerlichkeiten des Besitzes, Standes, der äußern Sitte beruht. Die Geringen, Enterbten, Benachteiligten aber würden erkennen, daß die äußern Unterschiede nötig sind, um in mannigfachen Formen die Treue zu bewahren, die nicht anders als in Unterordnung der Niedergestellten oder Entsagung der beiseite Geschobenen, in Fürsorge der Höhergestellten sich entfalten kann. Vor allem aber würden sie erkennen, daß sie durch Neid und Mißgunst die eigene Seele beflecken. Sie sind dann nicht bloß äußerlich arm oder unglücklich und müssen alle Entbehrungen solcher Armut tragen, sie machen sich auch innerlich arm, sie verzichten auf den Reichtum, den sie bei aller äußern Armut besitzen könnten, die innere Vornehmheit der Seele. Denn worin besteht eigentlich Vornehmheit der Seele? Darin, daß wir nicht immer durch Vergleiche mit andern unsern eigenen Wert feststellen müssen. Die wahre Vornehmheit gründet sich auf sich selbst, nicht auf äußere Abzeichen und Rangunterschiede. Echter Adel kann dieser Dinge entraten. Und wenn ich ganz allein stehe und von allen verachtet werde, das darf mich nicht irre machen, treu habe ich zu sein:

mir selbst, der höhern Bestimmung vor mir und dem himmlischen Herrn über mir. Treu wie jener edle Admiral Gaspard von Coligny, der die Treue gegen seinen himmlischen Herrn mit seinem Blute in der Bartholomäusnacht besiegelte. Einst stand er als Kommandant seines irdischen Königs in einer heißumlagerten Festung. Da flog ein feindlicher Pfeil herüber: «Ergib dich der erdrückenden Überzahl, dein Widerstand hilft dir nichts.» Da rief der Held: «Regem habemus!» (Wir haben einen König.) Oder wie es ein armes Hugenottenweib — eingesperrt in der Tour de la Constance in Nîmes Mortes in Südfrankreich — mit ungeübter Hand einkritzelte in den Fußboden in langer Dual der Gefangenschaft: «Résistez!» (Haltet Stand bei der einmal erkannten Wahrheit.) Das ist die uralte Germanentugend: «auszuhalten, durchzuhalten, was auch das äußere Schicksal verhängt! Das ist der alte germanische Troß, der auf dem einmal eingeschlagenen Wege vordringt trotz Dornen und Wunden, der eher ein Lachen erkrampft, als durch Wehruse Leiden, also Schwäche bekundet.» So ist das Heldenepos unseres Volkes, das Nibelungenlied, ein einziges Hoheslied der Treue; der Gattentreue bei einer Kriemhild, der Mannestreu bei einem Hagen, einem Rüdiger von Bech-laren. Und wie die Führer, so die gewöhnlichen Krieger: kein Mann wird untreu bei Kriemhildens Aufforderung, Hagen gegen freien Abzug der übrigen auszuliefern, Mann für Mann fallen sie in dem klaren Bewußtsein und der Ausübung der Treuepflicht.

Treue auch im Geringsten, im Verborgenen, Unscheinbaren! Sie, die so oft viel schwerer als die Treue auf blutiger Wahlstatt. «Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu,» sagt der Heiland. An den Statuen, welche die griechischen Künstler für die Giebelfelder hoch oben am Tempel arbeiteten, war die Rückseite, die nie ein Mensch zu sehen bekam, gerade so sorgfältig ausgemeißelt wie die Vorderseite. Denn die Arbeit war ja für die Götter, die Allwissenden. Was Menschen nicht sehen, — an uns selber wird es gerächt oder gesegnet, wie wir die Arbeit vollbringen. Wie es einst der große Bismarck, der «treue deutsche Diener seines Herrn», an seinem Konfirmationstage gelobte: «Lasset euch dünken, daß ihr dem Herrn dient und nicht den Menschen.»

Das ist die Treue, deren wir bedürfen. Und gewiß, die wir auch oft gehalten, wenn schmeichelnd, lockend, ängstigend der Pfeil der Versuchung in unser Herz schwirrte. Und doch, wie ein ganz anderes ist es doch, die Treue einmal, oftmals zu halten, als sie alltäglich, als sie immer zu halten! Bis an das Ende unserer Tage, in der breiten Ausdehnung des Lebens, in all seinen Niederungen und Wüsten. Wie ein anderes ist es, einmal, oftmals aufzuflammen zu begeistertem Treuschwur, als aus-

zuharren bis ans Ende. Sei getreu «bis in den Tod». Ach wie oft, wie fast alltäglich kommen die wilden Lustgedanken, fessellos das Herz überflutend wie ein wallendes Meer, oder die heftigen Zorn-, Haß-, Verzweiflungsgedanken, wie ein tobender Sturm, oder die lastenden Sorgen-gedanken, die sich zentnerschwer auf uns legten. Da haben wir nicht gerufen: «Regem habemus!» Wir haben einen König, für den das Volk sich opfern muß, der uns schützt und für uns sorgt, da haben wir diesem König die Treue aufgesagt und sind Rebellen wider ihn geworden.

Bis an den Tod treu zu sein und bis in den Tod, das aber ist die Aufgabe. Märtyrer sollten wir werden. Daß der Herr das Allergrößte von uns verlangt, um groß lohnen zu können, das wird in unseren Tagen nicht verstanden. Wie leiden, wie opfern wir alle, alle! Und doch, wenn sie heute die wahren Christen nicht mehr vor die Löwen und auf die Scheiterhaufen führen, der Tod ist ihnen noch heute gewiß. Ob wir in unserm Beruf als Beamter, als Arzt, als Kaufmann in der Schreibstube, als Arbeiter im Fabrikssaal, als Handwerker in der Werkstatt, als Hausfrau in häuslicher Arbeit stehen, der Tod der Vereinsamung, der Schmach, des Mißerfolgs wäre uns noch heute beschieden, wenn wir treu wären. In entschlossenem Eintreten für die Überzeugung, nicht in ewigem Zurückweichen vor dem Unrecht, nicht in ewigem Paktieren mit der sittlichen Entartung würden wir es erfahren, was es heißt, «treu sein bis in den Tod». Treue, die keine Schranken, kein Hindernis kennen darf, die eher den Tod, den Ruin wählt, als zu wanken und zu weichen.

II.

So erst wird auch der Sinn der Verheißung verstanden: «Ich will dir die Krone des Lebens geben.»

«Siegespalmen rauschen dem Gerechten.» Wer in Treue sein Leben einem höhern Ziele weihet, dem wird Leben zuteil. Nicht solches Leben, wie sie es alle leben, ein zermürbtes, verängstetes Skavlenleben, sondern ein hohes Leben der Freiheit, das voll und mächtig in uns einströmt.

Das ist gemeint mit der Krone des Lebens. Was ist die Krone? Der Ausdruck aller Macht und Herrlichkeit in einem Lande, einem bestimmten Lebensbereich. So kann der Mensch selbst genannt werden: «die Krone der Schöpfung». Weil in ihm zum Ausdruck und zur Vollendung kommt, was seit Jahrtausenden im weiten Gebiet der Schöpfung nach Entfaltung und Vollendung rang: «das sehnsüchtige Harren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes». Aber wie der

Mensch einerseits durch sein Selbstbewußtsein und seine eigene Willensentscheidung den Abschluß einer unendlich langen Entwicklung bildet, die von den niedersten Stufen zu immer höhern empordrängt, so ist er auf der andern Seite doch erst ein Anfang. In seinem Selbstbewußtsein und seiner eigenen freien Willensentscheidung ist er bestimmt und berufen, das Tierische in sich zu überwinden, als freier Geistesmensch alle seine Kräfte zusammenzufassen zu einer höhern Einheit. Als «Erstling unter denen, die da schlafen,» steht Jesus Christus vor uns, die Krone des Menschentums, der wahre Mensch, wie er sein sollte, der in Treue bis in den Tod das Niedere dahingibt, um Lebensvollendung zu gewinnen.

Die Lebenskrone, die Christus empfangen, ist aber uns allen zugedacht. Schon heute stehen hier die wahren Adelsmensen, königliche Menschen, von deren Stirn das Diadem ewigen Lebens funkelt. Menschen im Königspurpur oder im Arbeitskittel, die in Reinheit des Herzens und Treue bis in den Tod sich für nichts verkaufen, für keinen Gewinn, für keine Ehre, für keine Lust um des Adels der eigenen Seele willen.

Und dort? Wenn wir die Tausende, die hier und an so viel andern Stätten der Erholung ihr Leben genießen in allen Wonnen und Wundern der Natur, in der Üppigkeit aller äußern Bequemlichkeit, prüfend betrachten, ob aus ihren Augen etwas leuchtet von jener vollen Kraft der Lebensempfindung:

«Ob blitzen im Grund ihrer Augen
Die Zinnen der ewigen Stadt?»

Es ist ja kein Geheimnis, was wir sehen! Wie mancher, der äußerlich eine Krone trägt, ist der unselige Sklave verworfener Begierden, wie mancher, der das Leben in vollen Zügen genießt, ist alles echten Lebens bar.

Wenn wir das erst klar erkannt und — nicht geblendet von äußerem Schein — den wahren Lebensgütern nachtrachten, dann erfassen wir erst die Herrlichkeit der Verheißung: «Ich will dir die Krone des Lebens geben.» Lebensmächte sind in Christus aufgeschlossen, die uns entschädigen können für alle Entbehrungen und Enttäuschungen. Ein Leben,

«Das uns bleibet im Grauen
Des Todes ungeraubt,
Und schmückt auf Himmelsauen
Mit Kronen einst das Haupt.»

Wohl, wir wissen nichts von dem Leben, das nach diesem Leben anheben soll. (1. Joh. 3, 2.) Hoffen und ahnen aber können wir es dennoch. So stark und mächtig ist das Leben im echten Christen, daß es

auch vor dem leiblichen Tode nicht erschrickt, sondern auf die Verheißung des Herrn traut: «Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stirbe und wer da lebt und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben.» «Das Wasser, das er uns geben wird, das wird in uns ein Brunnen des Wassers werden, das in das ewige Leben quillt.»

So dürfen wir in die junge Frühlingsherrlichkeit, in ihrer wunderbaren Pracht, rufen das Wort unseres Ludwig Uhland:

«Es blühet jedem Jahre
Ein Frühling hold und licht.
Auch jener große, wahre,
Getrost, er fehlt dir nicht.
Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn,
Du ahnest ihn hienieden,
Doch droben bricht er an.»

Aber solche Hoffnung und Ahnung ist's ja nicht, die den Inhalt des Lebens ausmachen, dessen wir uns getrösten wollen. Nicht um andächtige Empfindungen zu wecken, sondern um zu mutiger That zu befähigen, ist unser Glaube da. «In Treue fest», «Furchtlos und treu» steht geschrieben auf den Wappenschildern zweier deutscher Königshäuser. In solcher Treue wollen auch wir feststehen, in der Treue bis in den Tod voll der großen Gewißheit:

«Die Treue kommt zuerst zuletzt
Im Leben und im Sterben.
Wer ganz die Seele eingesetzt,
Dem soll die Krone werden.»

Amen.

Was wir am Alten Testamente haben?

Predigt

am 24. Juni 1906 gehalten in Laibach

von

Pfarrer Dr. Ottmar Hegemann.

1. Mos. 32, 24—31.

«Jakob blieb allein. Da rang ein Mann mit ihm, bis die Morgenröte anbrach. Und da er sah, daß er ihn nicht übermochte, rührte er das Gelenk seiner Hüfte an und das Gelenk ward über dem Ringen mit ihm verrenkt. Und er sprach: Laß mich gehen, denn die Morgenröte bricht an. Aber er antwortete: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. Er sprach: Wie heißt du? Er antwortete: Jakob. Er sprach: Du sollst nicht mehr Jakob heißen, sondern Israel. Denn du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft und bist obgelegen. Und Jakob fragte ihn und sprach: Sage doch, wie heißt du? Er aber sprach: Warum fragst du, wie ich heiße? Und er segnete ihn daselbst. Und Jakob hieß die Stätte Pniel; denn ich habe Gott von Angesicht gesehen und meine Seele ist genesen. Und als er vor Pniel vorüberkam, ging ihm die Sonne auf, und er hinkte an seiner Hüfte.»

Liebe Gemeinde!

Los von Rom! So rufen heute viele der Besten unsres Volkes. Viel tiefer, viel umfassender als die meisten ahnen, ist die Bedeutung dieses Rufs. Los von Rom, das bedeutet ja im tiefsten Grunde: Los von allem römischen Geiste, der in unser Religionswesen eingedrungen ist, los von dem harten Zwang der äußeren Ordnung in religiösen Dingen, von allen Einflüssen des Römertums, die auch in unserm evangelischen Kirchenwesen noch immer so mächtig sind.

Aber nicht mit Unrecht hat man einen zweiten Ruf neben jenen Ruf Los von Rom gestellt, der dem ersten völlig gleichwertig ist: Los von Juda, los vom Semitengeist in unsrer Religion. Es gilt ein Glaubensstum zu schaffen, das unsrer arischen, unsrer germanischen Art entspricht, den Christenglauben im deutschen Sinne lebendig zu erfassen.

Jedem christlichen Jugendbildner drängt sich ja immer wieder diese Frage auf, wenn er genötigt ist, biblische Geschichten des Alten Testaments zu behandeln. Mit starkem Widerwillen müssen wir gar vieles, was unsre Vorfahren für heiliges Gotteswort gehalten haben, verabscheuen. Schon bei der ältesten Geschichte der Erzväter drängt sich uns wieder und wieder die Empfindung auf: Das Volk der Juden ist nicht deshalb so entartet, weil es durch Jahrhunderte so furchtbar gequält wurde, sondern im letzten Grunde erregte es von Anfang an den Widerwillen aller andern Völker durch seine schlechten Eigenschaften. So manches wenigstens, was noch heute den Charakter der Juden bezeichnet: der niedere Schachergeist, die feige Hinterlist, die Grausamkeit, Gemüthlosigkeit, Sinnlichkeit, finden wir schon in jener Erzvätergeschichte deutlich ausgeprägt.

Gewiß, wir sind darin einig mit so manchen radikalen Christentumsgegnern, daß wir unsre Jugend vor Eindrücken, wie sie aus solchen Charakterzügen ausgehen, bewahren möchten. Andererseits läßt sich bei ruhiger Erwägung doch nicht bestreiten, daß die Kenntnis der wichtigsten Geschichten des Alten Testaments nicht bloß zum Verständnis des Neuen Testaments nötig ist, sondern auch zur allgemeinen Bildung gehört, weil wir ohne solche Kenntnis gar vieles in den bedeutsamsten Werken der Kunst und Dichtung nicht verstehen. Anderes wieder (wir denken vor allem an die Josefsgeschichte) bietet für die erste Stufe kindlichen Verständnisses einen unübertrefflichen und unersetzlichen Anschauungsstoff.

Aber die Frage nach der Bedeutung des Alten Testaments ist doch noch unendlich bedeutungsvoller, sie berührt sich mit der Frage nach dem tiefsten Wesen aller Religion!

Wollen wir doch gleich an einem ganz bestimmten Beispiel diese Frage beleuchten: am Beispiel Jakobs und Esaus. Zwei Gestalten, von denen die eine, Esau, fast nur anziehende Eigenschaften aufweist. Wir finden bei ihm Treuherzigkeit und Großmut, rasch ist er im Zorn und rasch im Vergeben. Daneben Jakob, der eigentliche jüdische Nationalheros, da sich in ihm alle guten und alle bösen Eigenschaften seines Volkes verkörpern; ist es doch nicht ohne tiefem Sinn, daß das ganze Volk von ihm, dem »Gotteskämpfer«, den Namen Israel empfing.

Damit werden wir aber auf das geleitet, was wir gerne beantworten möchten: Wie stehen wir zum Alten Testament?

Esau, bei seinen guten Eigenschaften doch nur ein Vertreter jener zahllosen harmonisch veranlagten Menschen, die sich erfolgreich und glücklich für dieses Leben entwickeln, aber, religiös oberflächlich, allem Höheren verschlossen bleiben. Jakob, bei allen seinen schlimmen Eigenschaften doch beseelt von einem tiefen religiösen Zuge, von jenem inneren Heimweh, das den Zugvogel mit ungehaltenem, sehnsuchtsvollem Fluge über

Berge und Meere zum fernen Lande treibt. Es brannte in ihm etwas von dem Feuer, das nicht irdisch ist, in dem die Schlacken des Erdenlebens verglühen, «eine Flamme des Herrn», die zum Himmel lobert.

Stets gab es zwei Arten von Menschen. Solche, deren inneres Leben in ruhiger Flamme niederbrannte, die ohne schwere Konflikte, ohne innere Katastrophen, ohne heftige Qualen und Hemmnisse ein ehrliches Tagwerk vollbrachten. Daneben andere:

«Die oft in Zweifeln wehevoll gerungen
Mit Gott und sich und mit der Welt entzweit.»

von denen aber auch das andere gilt:

«So sind sie durch das dunkle Tor gedrungen
Zum Strahlenthron seiner Herrlichkeit.»

Anders wie bei jenen Menschen, die sich harmonisch entfalten, geht ihre Entwicklung durch die heftigsten inneren und äußeren Stürme hindurch, lange Zeit machen sie den Eindruck der Zerrissenheit und Verworrenheit. Solche aber sind es, die in ganz besonderem Maße für die Erfahrung der Religion vorbereitet sind. «Aus zerrissener Seele treten da und dort Lichter hervor, neue Lichter, entzündet durch die Elektrizität, die sich aus Dual und Glaube entwickelt.» Solche Menschen gleichen einem qualmenden, schwelenden Feuer, an dem nur Rauch und Dampf zu sehen ist. Dann aber ist es, als ob die ganze Kraft dieses Feuers sich zusammenfasse, ein Knall — und gewaltig lobert in reiner Flamme das Feuer empor.

So ist der seelische Vorgang in den eigentlich religiösen Naturen. Menschlich angesehen, sind es gar oft nicht die edeln, harmonischen Charaktere, die religiös kraftvoll sich entfalten. «Nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen. Sondern was töricht ist vor der Welt und das Unedle vor der Welt hat Gott erwählt, daß er zunichte mache, was etwas ist.» (1. Kor. 1, 26 ff.) Religion ist nur dort, wo Leidenschaft ist und Kummer!

Das meint auch der Heiland mit den Worten: «Ich bin gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Frommen.» (Matth. 9, 13.) Dem Sünder, der sich mit seiner Sünde von Gott trennt, erwächst doch auch mit der Empfindung der Trennung von Gott (wenn sie einmal erwacht) die Fähigkeit, den Wert der Gottesnähe recht zu erfassen. Gerade der Sünder wird zum tauglichen Gefäß der Religion!

Das ist das tiefe Geheimnis aller Religion, und nur, wer dies Geheimnis verstanden, vermag etwas davon zu erfassen, warum grade das Volk Israel vor allen andern Völkern das Volk der Religion wurde. Wie das Römervolk das Volk des Staats- und Rechtslebens, wie das Griechenvolk das Volk der Weltweisheit und Kunst in vorbild-

licher, einzigartiger Weise wurde, so ist das Volk Israel in vorbildlicher, einzigartiger Weise das Volk der Religion geworden. Grade deshalb, weil es an menschlich edeln Eigenschaften hinter andern Völkern zurückstand, weil aber durch eine Reihe von Gottesfügungen der sehnsuchtsvolle Zug nach dem Ewigen wie in keinem andern Volk hier erwachte, haben die edelsten Geister dieses Volkes Prophetenworte geredet, wie sie nie sonst geredet worden sind. So konnte der Heiland sprechen: «Das Heil kommt von den Juden.» (Joh. 4, 22.)

Gewiß werden wir dem Rufe: «Los von Juda!» sein volles Recht widerfahren lassen. Los von allem jüdischen Unrat! Im Geiste des echten Luther, der von mehreren Büchern des Alten Testaments sagte: «Ich bin ihnen so feind, daß ich wollte, sie wären gar nicht vorhanden; denn sie judenzen gar zu sehr und haben viel heidnische Unart.» Was gemein und hinterlistig ist, soll nicht beschönigt oder gar als göttliche Offenbarung hingestellt werden. Daneben aber wollen wir doch, unbeirrt durch Tagesmeinungen, es offen bekennen, daß in den Propheten, den Psalmen, wie in so manchen andern Stellen des Alten Testaments sich Ewigkeitsklänge finden, die niemals verrauschen werden, solange es noch seh nende und hoffende Menschenherzen auf Erden gibt; Klänge, die bleiben werden, wenn alle andern Bücher der Weisheit und Schönheit, die uns heute entzücken, vielleicht vermodert sind.

Lernen wir doch am Beispiel des Volkes Israel besonders eindrucksvoll die hohe Wahrheit: «Der Geist ist's, der lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze.» (Joh. 6, 63.) Mögen die natürlichen Voraussetzungen für die Berührung mit dem Höchsten noch so ungünstig sein, «der Geisteswind bläst, wo er will» (Joh. 3, 8), er erwählt sich zu Organen oft grade die, die wir mit unsern Menschenaugen für die allerunfähigsten halten würden. Nicht die Rasse, nicht irgend eine andre Beschaffenheit des Fleisches entscheidet, sondern der Geist. Müßten wir nicht anders — bei der Beschaffenheit alles Menschenwesens — völlig verzweifeln?

Kein eindrucklicheres Beispiel für diese Wahrheit als das Jakobs, des tückischen, berechnenden Stammvaters des Judenvolkes, der doch zugleich der große Gottesheld, der Gotteskämpfer Israel wurde.

Laßt uns sein Schicksal, in dem sich das seines Volkes zusammenfaßt, vor Augen stellen.

Einst zog er aus, mit Schuld beladen. Beim Antritt der Wanderung durch die weite Wüste zeigt sich ihm in lichtem Traum die Leiter, auf der Gottes Engel auf und nieder stiegen und der Herr stand oben darauf. Es war ihm eine Weissagung, daß der Herr ihn nicht lassen werde in Schuld und Not. Gar oft mag es ihm wie eine trügerische Fata morgana in der Wüstenreise seines Lebens erschienen sein, was er

dort im Nachtgesicht geschaut. Aber in allen Verlockungen eines heißen, gierigen Herzens, in allen Kämpfen und Leiden mag doch auch etwas mitgeklungen haben von jener großen Gottesverheißung, die er in jener Nacht gehört: «Ich will dich nicht lassen, bis daß ich tue alles, was ich dir geredet habe.» (1. Mos. 28, 15.)

Und nun stand er am Ziele eines Weges voll an Erfolgen und Beschwerden. An der Schwelle seines Heimatlandes, in das er nach langer Abwesenheit zurückkehren darf, ruft er aus: «Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte getan hast; denn ich hatte nicht mehr, denn diesen Stab, da ich über diesen Jordan ging, und nun bin ich zwei Heere geworden.» (1. Mos., 32, 10.)

Da verkörpert sich ihm in jenem Gebetskampfe an der Furt Jakob, von dem unser Textwort erzählt, der ganze Kampf seines Lebens im Ringen um Gott.

«Er blieb allein, und da rang ein Mann mit ihm, bis die Morgenröte anbrach.» Wer ist dieser Mann? Er weiß es nicht. Wie wir lesen: «Jakob fragte ihn und sprach: Sage doch, wie heißest du? Er aber sprach: Warum fragst du, wie ich heiße?» Es ist eine unbekannte Macht, mit der er ringt, es ist das Geheimnis des Lebens, um das er kämpft.

Jeder Mensch, der um irgend einen großen Gedanken kämpft, der irgend ein Werk schaffen möchte, weiß es, was dies Ringen um ein Unbekanntes bedeutet, das doch wie eine Last auf der Seele liegt und nach Enthüllung seines Wesens verlangt. Wieviel mehr der Mensch, der um das höchste Werk, um einheitliche Lebensgestaltung, kämpft. Dieser unbekannten Macht muß der Mensch zurufen: «Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.»

«Wer Gott ist, wird in Ewigkeit kein Menschenherz ergründen.» Unser Gott wird immer ein Geheimnis bleiben, das wir auf Erden nie erfassen werden. Aber seine Segensnähe können wir erfahren. Einst hatte ja Jakob den Vatersegen listig sich erschlichen. Nun kämpft er um den Segen seines himmlischen Vaters. Dieser läßt sich durch keinen Trug erschleichen, nur durch geduldiges Harren, durch inneres Kämpfen mit den finsternen Mächten, die in jeder Menschenbrust wohnen. In diesem Kampfe aber gilt es auszuharren. «Und ob es währt bis an die Nacht und wieder an den Morgen,» durch die tiefsten Dunkelheiten hindurch sollen wir aushalten, bis es endlich Tag wird in unserm Innern.

Bis — wie in unsrer Geschichte — die Sonne aufgeht. Bis es sich erfüllt, worum das Herz gerungen: «Er segnete ihn daselbst.» Seinen Namen wollte der Unbekannte nicht nennen, aber seinen Segen spendete er, als er sah, daß der Mensch, der ihm gegenübergetreten war, gerungen hatte bis zur äußersten Erschöpfung seiner Kräfte.

Da tönte dann die Siegesbotschaft: «Du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft und bist obgelegen.» Unser ganzes Leben ist ein Kampf, ein Kampf ums Dasein. Wir haben manchen Streit mit Menschen durchzukämpfen, keinem bleiben solche Kämpfe ganz erspart. Aber, «so jemand auch kämpfet, wird er doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht» (2. Tim. 2, 5). Und recht kämpft doch nur der, der nicht bloß mit Menschen kämpft um Besitz, Ehre, Lust oder um das Herz eines Menschen; die höchste Krone der Vollendung wird doch nur der empfangen, der in all' diesem andern Kampf und über all' diesem Kampf den einen großen Kampf um Gott kämpft: Gottes gewiß und froh zu werden.

Solches Ringen wird schwere Wunden hinterlassen. Wie es in unserer Geschichte heißt: «Da er sah, daß er ihn nicht übermochte, rührte er das Gelenk seiner Hüfte an und das Gelenk seiner Hüfte ward über dem Ringen mit ihm verrenkt.» Wenn wir die großen Helden der Religion im Christentume ansehen, einen Paulus, Augustin, Luther, so können wir wohl einen tiefen Sinn in diesen Satz hineinlegen. Es waren dies, wie nicht ganz mit Unrecht gesagt wurde, «sehr gequälte, sehr bemitleidenswerte, sehr unangenehme und sich selber unangenehme Menschen», keineswegs Menschen, die wir in ihrem Charakter durchweg für vornehm und edel erklären können, Menschen, die außerdem in verzehrenden seelischen Kämpfen tiefe innere Narben davon getragen haben. Ein qualenvoller Riß ging durch ihr ganzes Leben, der immer aufs neue aufbrach und der alten Wunde unennbar schmerzliches Gefühl erneuerte.

Doch was bedeutet aller dieser Schmerz neben der Seligkeit des Sieges, wenn es schließlich heißt: «Die Sonne ging ihm auf. Und Jakob hieß die Stätte Pniel; denn ich habe Gott von Angesicht gesehen und meine Seele ist genesen.»

Nur an Gott kann die Seele genesen:

«Der von dem Honigseime der Ewigkeit geschmeckt,
Der Pilger ist daheime erst, wenn das Grab ihn deckt.»

Daheim fühlt sich der Pilger auch hier auf Erden nur in jenen Stunden, da er seines Gottes Angesicht schaut. Da fühlt er sich genesen von der Qual alles Irdischen, weil er den gefunden, in dem alles: Zeitliches und Ewiges, sich zusammenschließt und der darum allen Gram und alle Schuld des Erden-daseins überwiegt.

Wem das Angesicht Gottes so aufleuchtet nach langer Nacht, dem ist ein heller Schein ins Herz gegeben: «die Sonne geht ihm auf». Im Lichte dieser Erfahrung erhellen sich ihm die dunkeln Pfade, auf denen er bis dahin gewandelt.

«Jede Klage muß sich enden,
Jeder Schmerz wird Seligkeit.
Nann er nun von diesen Höhen
Ganz sein Schicksal übersehen
D dann spricht er tiefgerührt:
Selig hast du mich geführt.»

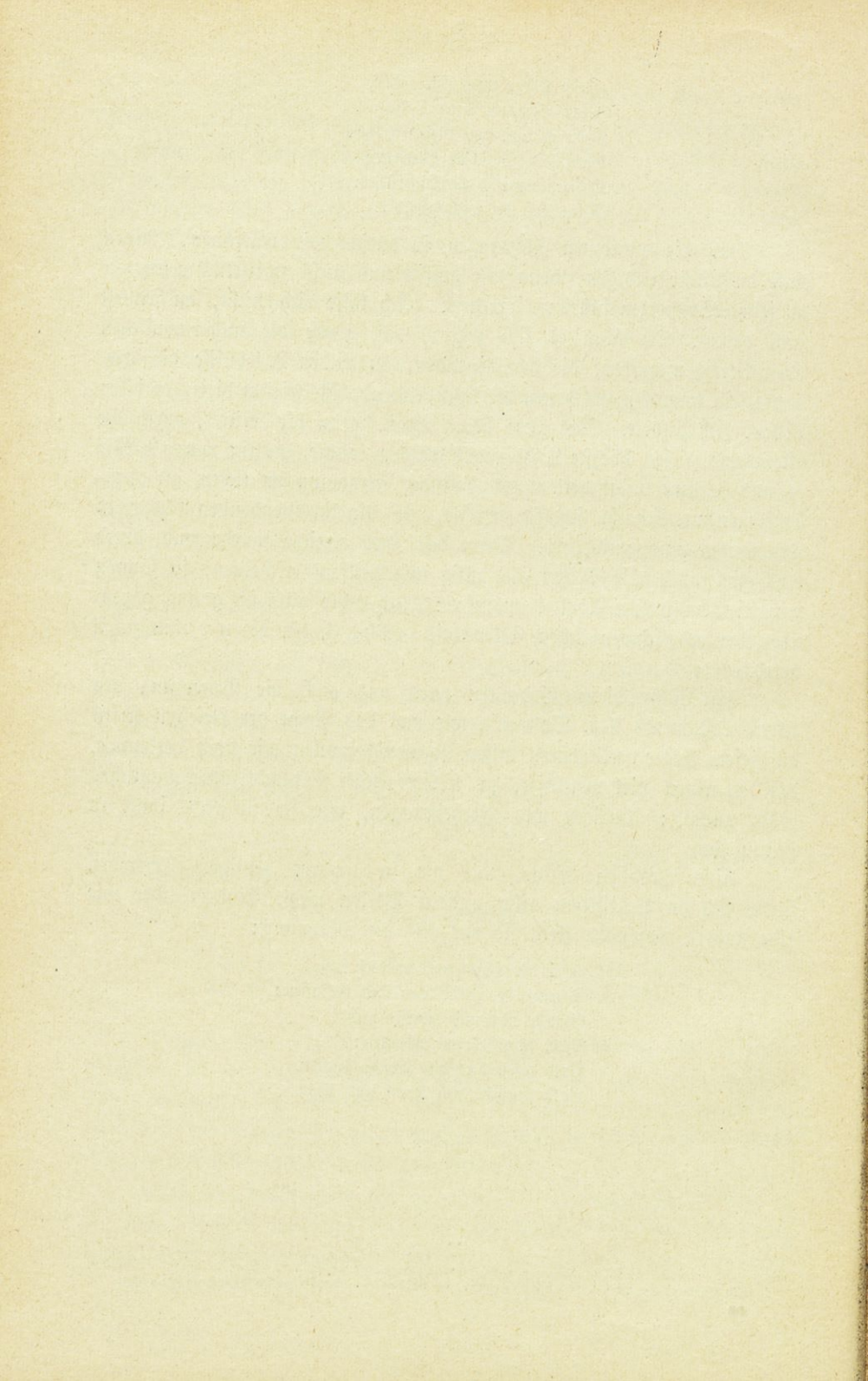
Auch die dunkelsten Führungen, so dürfen wir vertrauen, können einst im Lichte endigen, wenn wir hoffen und nicht zweifeln, wenn wir zu jeder Schmerzensführung sprechen: «Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn». Da kann es sich zeigen, daß grade die unharmonischen Charaktereigenschaften, die demütigenden, quälenden Erlebnisse die Elemente sein konnten, aus denen die lichtspendende Elektrizität dieses höchsten Lebens sich bildete. Was liegt denn daran, wenn die Mittel, durch die allein uns dieses höchste Licht zuteil werden konnte, garstig waren? Wie es uns ja auch nicht bekümmert, daß der Bergmann im tiefen, oft atembenehmenden Schacht schaffen mußte, um die lichtspendenden schwarzen Diamanten emporzufördern. Wenn das Ziel erreicht wurde und durch dies Ziel auch alle Mittel als nötig und heilsam erscheinen, so können wir mit dem großen Apostel ausrufen: «Ich achte alles für gering gegenüber der überschwenglichen Erkenntnis» (Phil. 3, 8), die mir nun zuteil ward.

Im Lichte dieser Gedanken wird uns auch die Bedeutung des Alten Testaments klar. So wenig wir uns das Recht der freiesten Kritik an diesem Buche verkümmern lassen, so wenig wollen wir doch verkennen, daß es neben viel wertloser, ja ekelerregender Schlacke unvergängliches Gold enthält: Antriebe und Verheißungen, wie sie nirgends sonst zu finden sind.

Eine Jakobsgeschichte, wie die in unserm heutigen Textwort, findet sich im Schrifttum aller andern Völker nicht. Eindrücklicher wie jede andere Geschichte stellt sie vor uns die Mahnung:

«Bei der Hand will er dich fassen,
Scheinst du gleich von ihm verlassen:
Glaube nur und zweifle nicht!
Bete, kämpfe ohne Wanken:
Bald wirst du voll Freude danken,
Bald umgibt dich Kraft und Licht.»

Amen.



Luther.

Der Mann und das Werk.

Taibach, 28. Oktober 1906.

Leitwort: »Ich sah einen Engel fliegen, mitten durch den Himmel, der hatte ein ewiges Evangelium zu verkündigen Denen, die auf Erden sitzen, und sprach mit großer Stimme: Fürchtet Gott und gebet ihm die Ehre.«
Offenbarung Johannes 14, 6 und 7.

«Männer machen die Geschichte», dies Wort steht geschrieben am Denkmal eines der größten deutschen Geschichtschreiber. Alle großen Umwälzungen und Fortschritte der Weltgeschichte auf allen Gebieten des Geisteslebens sind bedingt vom Auftreten großer schöpferischer Persönlichkeiten. Gewiß sind auch diese Persönlichkeiten wiederum bedingt von Strömungen, die Unzählige erfaßt haben; Strömungen, durch die sie emporgetragen werden mußten, um ihren Beruf erfüllen zu können. Aber um das gesteckte Ziel zu erreichen, bedurften diese Strömungen eines Organs, einer persönlichen Verkörperung, wie sie nur in großen Gestalten, in Helden der Weltgeschichte, möglich ist. Und es läßt sich urteilen: ebenso wie jene großen Männer bedingt sind durch die hinter ihnen stehenden Geistesströmungen, so sind doch wiederum die Wirkungen, die von diesen Geistesströmungen ausgehen, bedingt von der schöpferischen Gestalt, in denen eine jede ihr Organ finden muß, um nicht wirkungslos zu zerfallen.

Gewiß, das ist heute eine altmodische Weisheit. Die größte Massenbewegung aller Zeiten, die heute durch alle Kulturländer hindurchgehende proletarische Klassenbewegung, stützt sich auf die sog. »materialistische Geschichtsauffassung«, wonach alle großen Veränderungen der Weltgeschichte lediglich durch wirtschaftliche, rein materielle Vorgänge bedingt seien. Die Männer, die sich dabei an die Spitze stellen, aber seien nur die rein zufälligen Vollstrecker des übermächtig wirkenden Willens der unpersönlichen Verhältnisse. In bestrickender Form ist diese Lehre für die verschiedenen Gebiete menschlichen Schaffens von bedeutenden Forschern nachgewiesen worden.

Dem Diener Jesu Christi aber muß es gestattet sein, die alte Lehre: »Männer machen die Geschichte«, noch immer festzuhalten. Noch immer sandte Gott, wenn eine Zeit sich erfüllt hatte, seine Diener, die

allbeherrschend in das Chaos der Ereignisse eingriffen, damit neue Bildungen auftauchten. Der eine Mann ist's, mag er nun Buddha oder Jesus oder Mohammed, Napoleon oder Bismarck heißen, der die neue Welt schafft, nicht die übermächtigen Verhältnisse.

Das gilt auch von der größten Umwälzung der neueren Geschichte, der Reformation des 16. Jahrhunderts. Die Kirchentrennung des 16. Jahrhunderts bedeutete die Zerreißung eines umfassenden Zusammenhanges, der anderthalb Jahrtausende bestanden hatte, und sie ist insofern eine Tatsache, die an grundlegender Bedeutung nur mit einer einzigen anderen Tatsache verglichen werden kann, nämlich mit der Begründung dieses Zusammenhanges. Danach wären es drei Grundtatsachen, auf denen unsere ganze neuere Geschichte fußt: Römisches Weltreich, das Christentum, das in diesem Weltreich das Gefäß fand, um der Welt sich mitteilen zu können, die Reformation, die das Gefäß zerbrach, als es seinen Dienst getan, damit nun erst wahrhaft der innere Gehalt dieses Gefäßes der Welt erschlossen werden könne.

Der Mann aber, der dies Werk vollbrachte, war Luther. Die Gewalt der von ihm ausgegangenen Bewegung war eine so mächtige, daß sie trotz der mannigfachsten und schwersten Hindernisse unaufhaltsam fortschritt, einem Meere gleich, das sich bis an die Alpen und über die Alpen ergoß, bis dann die Gegenbewegung kam, die von der einen großen Persönlichkeit des Ignatius von Loyola ausging, eine Zeitlang das ganze Lebenswerk Luthers in Frage stellend, bis dann offenbar wurde, daß dies Werk in seinem Kern doch nie mehr zu vernichten war.

Heute zum Gedächtnis der Reformation haben wir darum zu betrachten 1. den Mann, 2. das Werk.

1.

Den Mann! Es war ein Mann, der vor vier Jahrhunderten lebte. Das allein sollte uns, wenn wir anders etwas von Geschichte wissen, in der Betrachtung dieses Mannes vorsichtig und umsichtig machen.

Denken wir an unsere eigenen Großeltern. Wie so ganz anders waren schon bei ihnen die Anschauungen, Urteile, der ganze Geschmack. Wie so ganz anders war das, was die Menschen vor fünfzig Jahren lasen und dachten, womit sie sich vergnügten, wie sie sich ausdrückten, als das, was uns beschäftigt. Wenn sie heute unter uns träten, sie würden uns erscheinen wie Gestalten aus einer fremden Welt.

Und nun eine Gestalt, die volle vier Jahrhunderte hinter uns steht! Und was für eine Gestalt! Man mag Luther fluchen oder segnen, das kann man nicht wohl leugnen, daß man von ihm reden wird in Liebe und Haß, in Verachtung oder Bewunderung, solange dieser Weltlauf währt, solange als der Erdball Menschen tragen wird. Als einer der ragenden Gipfel der Welt wird er hinübertagen über die Jahrhunderte und Jahrtausende!

Daraus schon sollte für jeden, der guten Willens ist, die Pflicht sich ergeben, an einen Luther einen anderen Maßstab anzulegen, wie an irgend einen Durchschnittsmenschen unserer Tage. Wer überhaupt mit irgend einem großen Geiste in irgend einem Gebiet der Kunst oder

Wissenschaft sich beschäftigt, sollte von vornherein sich klarmachen, daß es sich nicht darum handelt, höhnisch über einen solchen großen Mann abzusprechen, sondern ihn in seiner besonderen Stilweise zu verstehen. Nicht das ist unsere Aufgabe, einzelne Äußerungen eines übergewaltigen Temperaments zusammenzustellen und daraus ein Zerrbild zu gestalten, sondern zunächst in liebevoller Versenkung die Persönlichkeit in ihrem innersten Kern zu erfassen, die ganz veränderten Anschauungen und Ausdrucksweisen zu erkennen und erst von da aus die einzelnen Äußerungen zu beurteilen. Gerade bei Luther haben wir zu berücksichtigen, daß die Ausdrucks- und Denkweise seiner Zeit eine von der unsern völlig verschiedene war, daß Zeiten schwersten Kampfes und großer Neubildungen anders zu beurteilen sind, wie Zeiten des Friedens.

Und wenn von irgend einem Mann, dann gilt für Luther das Dichterwort: «Nehmt alles nur in allem, er war ein Mann.»

Worin aber besteht der innerste Kern dieser großen Persönlichkeit? Mit einem Bilde möchte ich versuchen, dies klarzulegen. Versetzen wir uns im Geiste in einen jener erhabenen mittelalterlichen Dome, jenen wunderbaren Schöpfungen germanisch-christlichen Geistes. Wohl der eindrucksvollste ist der Dom zu Köln. Auch uns überzeugte Protestanten überkommt hier ein Verständnis dafür, daß man hier stolz darauf sein kann, katholisch zu sein. Hier fügen sich Tausende und Tausende von Steinen zu einem Ganzen, gewaltig scheinen die himmelstrebenden Pfeiler, die hohen Gewölbe den ergebundenen Geist himmelwärts zu ziehen. Gewiß, für den mystischer Erhebung zugänglichen Geist hat die Suggestion des römischen Kultus, wie sie hier überwältigend sich entfaltet, etwas Hinreißendes.

Und doch, was bedeutet diese ganze Suggestion gegenüber der Suggestion, die von einer tiefen und frommen, dabei wahrhaftigen, lebendigen Persönlichkeit ausgeht? Dort sind ja nur tote Steine, hier aber das wirkende Leben Gottes.

Eine solche Persönlichkeit aber war dem deutschen Volke Martin Luther. In einer tiefen, gottinnigen Seele hatte er aufgesaugt alles Echte und Wahre der mittelalterlichen Frömmigkeit, jener Vermählung deutschen und christlichen Geistes; in sich aufgenommen hatte er die andächtige Wirkung gotischer Kathedralen, wie er sie in Magdeburg und Erfurt sah, brausender Orgelküne, qualmender Weihrauchsäulen, alle Schauer des Messopfers. Was er da in sich aufgenommen, voll mystischer Versenkung in die Tiefen der Gottheit, das äugt und strahlt uns nun entgegen in der wunderbaren Innigkeit und Gewalt seiner Schriften, aus denen jeder, der unvoreingenommen ist, den Mann lieb gewinnen muß.

Das hat Anastasius Grün, unser Laibacher Dichter, in die Worte gefaßt:

«Ein neuer Dom steigt herrlich in Deutschland nun empor,
Da wacht mit Lichteswaffen der heil'gen Streiter Chor.
An seinen Pforten möge der Spruch des Weisen stehen:
Ist's Gottes Werk, soll's bleiben, wo nicht, selbst untergeh'n.»

Das ist das wunderbare an Luthers Gestalt, daß er nicht bloß zerstörte, sondern auch aufbaute, weil er die Geistesheimat, die das deutsche Volk im Dom des Mittelalters gefunden, hinübertrug in den neuen Dom,

den sein Schöpfergeist ihm aufrichtete. Das, was ein Ulrich von Hutten, der kühne kampfesfrohe Ritter, was ein Desiderius Erasmus, der umfassende, feinsinnige Gelehrte, dem deutschen Volke nicht zu bieten vermochten, weil sie die tiefste Gemüthssehnucht dieses Volkes nicht verstanden, das bot ihm Martin Luther, dessen Geist alle Schätze des Gemüths in verschwenderischer Fülle umfaßte, indem er sein Volk aufrief zum Kampf gegen Rom: «Tief Bedenken, froh Vertrauen, Trost und Weisheit nimmer alt, deutsche Zucht und deutsche Sitte und ein ewiger Gehalt.»

Gewiß, sie haben es dann von je verstanden:

«Das, was der Zorn und was der frohe Mut
Ihn sprechen ließ im Überfluß des Herzens,
Zu künstlichem Gewebe zu vereinen
Und eine Klage furchtbar zu bereiten,
Dagegen er verstummen soll.»

Es ist wahrlich nicht schwer, aus Luthers eigenen Worten ein Zerrbild seiner Person zu zeichnen, davor wir heute uns entsetzen.

Wir aber wollen um das Einzelne nicht streiten. Mag er in Worten zu weit gegangen sein als ein Mann voll Laune, Wiß und Ironie, derb und polternd bei innerer Gutmütigkeit und Gleichmut. Im Grunde aber wollen wir alle, ob Protestanten oder ehrliche, denkende Katholiken, nur eines: Wir wollen frei sein, wollen «Los von Rom», los von wälscher Tücke und Herrschucht, los von priesterlicher Bevormundung und Volksvergiftung. Das aber hat Luther erreicht, unendlich weit mehr wie je irgend einer vor ihm oder nach ihm. Und weil er es erreichte, weil sein Weg zum Ziele führte, wird es der rechte Weg gewesen sein und der Mann, der ihn gegangen ist, war der rechte Mann.

Gewiß, kein glatt polierter Obelisk, an dem nirgends ein Riß war oder eine Unebenheit, wie der große Antiluther Ignatius von Loyola, aber groß wie ein Alpengebirg, weit und fern in den Himmel ragend, mit schauerlichen Abgründen und wilden, zackigen Klüften, aber auch mit rauschenden Quellen, grünen Matten, schattigen Wäldern, holdseligen Tälern voll Blumenschmelz. Leidenschaftlich bewegt, in Liebe und Zorn reizbar, melancholisch in schweren Anfechtungen, aber in Lust und Leid ein echter Mensch.

Und wenn eine neueste Schmähschrift schreibt: «Die Sprache St. Pauli ist immer anständig, heilig und erhaben, jene Luthers öfters frivol und bodenlos gemein, im Schimpfen, Lästern und Schmähnen unerschöpflich,» so ist das eben nicht richtig. Auch aus dem Munde Jesu und des Paulus besitzen wir viele Worte, Worte des Kampfes und der Übertreibung, vor denen sich die Kinder unserer Zeit entsetzen würden, wenn sie in unseren Tagen fallen würden. Denn noch heute kämpft man ebenso wie in alten Tagen, aber die Worte sind heute, heuchlerisch genug, viel gemäßigter. Und dann ist zu bedenken, daß wir von jenen nur wenige Aussprüche besitzen, die auf einigen Seiten Platz finden, von Luther aber besitzen wir eine unermessliche Fülle von Äußerungen, aus fast zahllosen Schriften, Predigten, Gutachten, Briefen, Tischgesprächen,

Außerungen oft ungezwungenster, vertrautester Art eines gebannten und geächteten Mannes, der sein Leben hindurch mit rücksichtslofester Offenheit den Kampf führte auf Leben und Tod gegen eine Welt der Hindernisse. Daß aus dieser unübersehbaren Fülle von Außerungen einer sinnlich-derben, wilden Zeit sich gar manches zusammentragen läßt, was uns heute befremdet, das leugnen wir nicht, weisen aber auch darauf hin, daß seine Gegner allezeit an tückischer Entstellung und gewissenloser Verleumdung das Äußerste getan haben.

Was tut es, wenn sie diesem Manne das Werk, welches er vollbrachte, doch nicht hinwegstreiten können.

2.

Der wohl bedeutendste Polemiker gegen Luther, der katholische Theologe Döllinger, hat vom Werke Luthers geurteilt: «Er hat seinem Volke mehr gegeben, als jemals ein christlicher Mann seinem Volke gegeben hat: Sprache, Volkslehrbuch, Bibel, Kirchenlied.» Gewiß, seine Verdienste um die neuhochdeutsche Sprache, um Übersetzung der Bibel, um deutsche Volkserziehung und deutsches Geistesleben sind nie genug zu preisen. Der eigentliche Herzpunkt seines Werkes ist ein anderer. Das Zauberwort, welches Luther gesprochen hat, hieß: «Allein durch den Glauben!» In Luthers Rechtfertigungslehre haben wir den Mittelpunkt seiner Lehre und seines Werkes. Damit erschütterte er stoßweise alle Kirchen Europas, und die Predigt Zwinglis, die «Institutio» Calvins, die Artikelakte des Englandkönigs Eduard VI., das Wirken des John Knox in Schottland, die Reformpredigt des Kapuzinergenerals Ochino in Italien wie die Arbeit des päpstlichen Nuntius und Bischofs Bergerio in Istrien sind nur das Echo dieses Evangeliums, mit dem Luther die Welt überfallen hatte und das die Gestalt der Kirche veränderte.

Gewiß, unserer Zeit ist dies erlösende Wort Luthers: «der Gerechte wird seines Glaubens leben,» wiederum zur unverständlichen Hieroglyphe geworden! Unsere Zeit vermag ebensowenig wie im Messbuch der Römischen im Bekenntnisbuch des Luthertums die Antwort auf ihr Suchen nach Gott zu finden. Dazu war eben Luther gesandt, daß er für seine Zeit das lösende Wort sprach, kommende Zeiten bedurften kommender Männer. Es ist ja ein Gesetz der Religionsgeschichte, daß Alles nur überwunden wird, indem das Neue mit den Begriffen der Vergangenheit ausgeprägt wird. So hat Paulus den Opfergedanken des Alten Testaments überwunden, indem er den Opferbegriff auf das neue ihm aufgegangene Leben anwandte, so hat Luther das Gesetzeschristentum der mittelalterlichen Kirche überwunden, indem er mit Begriffen des Rechts das neue Leben, das ihm aufgegangen war, auszudrücken versuchte. Unsere Zeit sucht nicht mehr den gnädigen Gott, der die Sünden der Menschen übersieht, sondern sie sucht Gott selbst. Daß dem so ist, ist, wie wir glauben, eine Frucht christlich-evangelischer Einflüsse. Es ist den Menschen unserer Zeit in Fleisch und Blut übergegangen, daß Gott gnädig ist. Darum ist es ihnen selbstverständlich geworden, sowie es dem Heiland selbstverständlich war.

Seiner Zeit aber brachte Luther das lösende Wort, als er ihr auf Grund seiner eigenen innersten Erfahrung predigte: «Gerecht nicht durch des Gesetzes Werk, sondern durch den Glauben.» «Die ganze Frömmigkeit von dem ersten Horaläuten bis zur Mitternachtsmesse, vom Paternoster am Morgen bis zum Ave am Abend, das Fasten und Geißeln, Kirchenlaufen und Wallfahren, Kreuzschlagen und Kirchenknien, die neun Gebetstunden, die Festtage und Fasttage und Karenzzeiten» und die Ablässe und Bollmachten aller Art, das alles war nun abgetan und damit unerträgliches Geistes- und Gelddruck. Gewiß, es gibt Unzählige, denen alles das Frieden bringt, was Luther beseitigt hat. Unzählige wollen nichts anderes, als kleine Befriedigungen, kleine Ablässe, kleine Tröstungen. Die Gesetzesreligion, die ihnen tausend kleine Opfer auferlegt, aber sie verschont mit dem einen großen Opfer, vor dem sie zurückschauen, der vollen Hingabe des Herzens an Gott, ist wie für sie geschaffen.

Es gibt aber auch andere und sie sind die wahrhaft religiösen Naturen, denen ist nicht genug getan mit einzelnen abgeleiteten Bächlein, nur mit dem vollen Strom der Gewißheit, — nicht Stücke wollen sie, sondern das Ganze, nicht allerlei fromme Dinge, sondern Gott selbst.

Ein solcher war Luther, einer der Patriarchen des Menschengeschlechts, die getrunken haben von den ewigen Quellen des Lebens.

In ihm war das Doppelte: das Gefühl der Nichtigkeit, der Schwachheit, Unvollkommenheit alles Menschenwesens, aus dem heraus seine Worte stammen: «Ein Christ wird gerecht genannt, nicht weil er es ist, sondern weil er es wird»; «Der Christ ist nicht im Wordensein, sondern im Werden»; aber mitten in dieser Schwäche und Sünde die felsenfeste Gewißheit in Gottes Hand so fest geborgen zu sein, daß nichts, nichts ihn von ihm reißen könne. In dieser Gewißheit ist er aufrechtgestanden ein langes stürmisches Leben hindurch, bis er verhauchend noch auf die Frage: «Ehrwürdiger Vater, wollet Ihr auf Christus und die Lehre, wie Ihr gepredigt, beständig bleiben?» sein «Ja» antwortete.

Und darin liegt der ewige Gehalt seines Evangeliums. Auch wir wollen frei sein von allem religiösen Werkdienst. Wir wollen eine Gewißheit haben, aus uns selbst, die kein Priester uns geben und kein Priester uns nehmen kann. Stehen wollen wir wie Luther mit beiden Füßen auf Gottes Erde, die Bedingungen der Wirklichkeit nicht aus den Augen verlieren, das Schwache, Sündige, Unvollkommene, das uns immerdar anklebt, nie ableugnen, da keiner von uns je auf Erden ein «Heiliger» wird oder werden kann, aber daneben soll unser Haupt doch empor-schauen zum Himmel, «Sterne spähen, Gedanken säen». So, wie es das andere Geburtstagskind des 10. Novembers, Schiller, ausgesprochen: «Werft die Angst des Irdischen von euch, fliehet aus dem engen, dumpfen Leben in des Ideales Reich.» Im Bewußtsein unserer Geisteswürde, fest gegründet in ewigem, unzerstörbarem Leben, wollen wir mitkämpfen im großen Kampf der Menschen, äußerlich gebunden durch die mannigfachen Pflichten der Liebe, im Innersten doch frei und niemand untertan.

So hat Luther den großen Kampf seines Lebens geführt, gegen die Schwärmer, die Aufrührer, die alles verspottenden Gelehrten zur Linken, wie gegen das ganze Heer der Finsterlinge zur Rechten, gegen die alle

Vergangenheit Zeugnenden hier, wie gegen die Macht des ewig Gestrigen dort. Von ihm wollen wir lernen, nicht das, was er im einzelnen gelehrt, sondern wie er es gelehrt, nicht seinen Buchstaben, sondern seinen Geist. Auch die, die sich um Luther geschart haben im Lauf der Jahrhunderte, sind oft genug in die Fehler verfallen, gegen die Luthers Werk gerichtet war. Sie haben von ihm das Wort gebraucht:

«Gottes Wort und Luthers Lehr',
Vergehen nun und nimmermehr»,

als wenn der Buchstabe an Luthers Lehre so unantastbar sei, wie die Lehre des Papstes, die Luther abgetan hat.

Wir aber wollen dieß Wort deuten auf seinen Geist, sowie es manchmal geschah von seinen begeisterten Anhängern, die in ihm den Engel der Offenbarung erkannten, der für alle Menschen ein ewiges Evangelium hatte, das Gottes Ehre verkündete. Luther verkündete Gottes Lehre und darum heißt es in Wahrheit:

«Gottes Wort ist Luthers Lehr,
Darum vergeht sie nun und nimmermehr.»

Amen.

Dr. Ottmar Hegemann, Pfarrer.

Die Unsterblichkeit der Seele.

Predigt zu Allerseelen, 1. November 1906.

Von Dr. Ottmar Hegemann, Pfarrer in Laibach.

«Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen
wird, so werden wir sein wie die Träumenden.»

Psalm 126, 1.

Es ist der ergreifende Schluß eines wohl auch euch bekannten Gedichtes:

«Und es kam die Nacht und wir ritten hindann,
Der Regen rann —
Und wir dachten der Toten, der Toten.»

Auch heute ist der Abend hereingebrochen und draußen rinnt der Regen und auch wir gedenken der Toten, der Toten.

Und kein besserer Tag zum Gedächtnis der Toten als der erste Tag des November! Das letzte Leuchten des Oktoberglanzes, da Baum und Strauch sich färben, will verglimmen, mählich sinkt Blatt um Blatt von den Ästen, es ist eine Predigt davon, daß wir alle nur Blätter sind am großen Lebensbaume, die bald, ach wie bald niedergleiten werden zu der Erde, davon wir genommen sind.

Gar bald wird der Schnee ein weißes Leichentuch über die stille Glur breiten, wo alles Leben dann in Haft liegt. In diesen Tagen durchzieht wohl jedes Gemüt etwas wie wehmütige Todeserinnerung. In das dunkle Land des Todes führen uns so viele Fäden. Wir denken der eigenen Sterblichkeit, wir gedenken vor allem der Toten, die uns vorgegangen sind «aus dem Eiteln, aus dem Nichts in das Land des ew'gen Lichts». Wie viel Gute, Treue, Edle sind unter ihnen, ein Stück unseres eigenen Lebens liegt mit ihnen schon unter kühlem Rasen, in deren Gestalt das Beste aus unserem Leben verkörpert war. Aber die eigentlich entscheidende Frage ist doch die, ob sie alle, die in immer wachsender Schar uns verließen, ob sie alle versunken sind im Nichts oder ob sie in irgend einer Gestalt noch lebendig sind.

Sein oder Nichtsein?, das ist die Frage von Allerseelen. Aller Seelen tiefste Frage, des Allerseelentages tiefstes Rätsel.

Sagen wir es offen: Wie unendlich wenig Licht über dies Rätsel findet sich unter uns! Auf den Särgen stehen noch immer geschrieben die Worte: «Wiedersehen unsere Hoffnung», auf den Grabsteinen ist zu lesen von Unsterblichkeit, aber in den Herzen wie wenig lebendiger Zukunftsglaube! Wenn heute der Apostel an uns schriebe, müßte er nicht auch von uns, wie einst von den Heiden, sagen: «Ihr habt keine Hoffnung und seid ohne Gott in der Welt.» (Eph. 2, 12.) Und doch können wir das Rätsel von Allerseelen nicht loswerden!

Versuchen wir miteinander das Rätsel zu lösen, in voller Erkenntnis der eigenen Nichtigkeit und Einfalt, aber auch in rückhaltloser Aufrichtigkeit und Treue gegen uns selbst.

Ob jener lange Schlaf, der uns allen bevorsteht, Träume habe, belebt sei von lebendigen Gestalten, das, so hat jener Große im Reiche der Geister gemeint, sei die Frage. Die Antwort des Psalmisten aber lautet: «Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden.»

Wir können und müssen träumen über das, was wir als Zukunft erwarten. Solche Träume haben die Israeliten in der babylonischen Bannzeit gehabt. In jenen Tagen, da sie «an den Wassern zu Babel saßen und weinten, wenn sie an Zion gedachten» (Psalm 137, 1), da träumten sie von einer Zeit, in der «ihr Mund voll Lachens und ihre Zunge voll Ruhmens» sein werde. Sie träumten von der glänzenden Wiederherstellung des Davidsthrones, von Macht und Größe ihres Volkes.

Je trauriger ihre gegenwärtige Lage, desto goldener wurde ihnen die Zukunft. Gewiß, diese Träume sind dann nicht voll in Erfüllung gegangen. Wie arm und dürftig war das, was das Volk Israel erlebte. Wird doch erzählt, daß die, welche noch den alten Tempel gesehen hatten, «laut weinten, als der Grund zum neuen Tempel gelegt wurde, so daß man nicht das Tönen mit Freude vor dem Geschrei des Weinens im Volk unterscheiden konnte». (Esra 3.) War es doch nur eine bescheidene Verwirklichung der Träume, die man in Babel gehegt hatte.

Und doch dürfen wir urteilen: das Volk Israel wäre untergegangen, wenn es diese Träume nicht gehabt hätte. Hunderte von Völkern des Altertums sind längst versunken und vergessen, dies eine Volk hat sich erhalten durch die starke Kraft einer Zukunftshoffnung.

Gewiß, anders, als jene Gefangenen im babylonischen Lande es gehofft, haben sich ihre Zukunftserwartungen erfüllt! Aber wir dürfen doch auch sagen, besser haben sie sich erfüllt. Welcher Gewinn wäre

es denn gewesen, wenn wirklich ein mächtiges Davidsreich am Jordan aufs neue erstanden wäre? Viel mächtigere Reiche sind erstanden und längst spurlos verschwunden. Die Zukunftshoffnung Israels aber ist noch heute ein Segen für die ganze Menschenwelt. Die religiösen Vorstellungen im ganzen abendländischen Kulturkreise bauen sich auf den Grundlagen auf, die vor Jahrtausenden das Prophetentum Israels gelegt hat. Sene gefangenen Juden in Babylon, die in Vann und Spott ihren Glauben festhielten, haben damit das heiligste Erbe der Menschheit gehütet. Millionenfache Frucht, unendlich viel reicher, als jenes Häuflein von Juden ahnen konnte, hat diese Treue getragen.

Wir können und müssen träumen über die Zukunft! Das lehrt uns die allergrößte Gestalt Israels, Jesus Christus. Auch er hat geträumt. Hinter Tod und Grab sah er glorreiche Auferstehung, ein Kommen in den Wolken des Himmels in seiner Herrlichkeit und alle heiligen Engel mit ihm, um zu sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit. (Matth. 25, 31.)

Da er des Schicksals furchtbare Gewalt, das sich über ihm entlud, mit Seheraugen erkannte, bedurfte er ein Gegengewicht, um nicht erdrückt zu werden von dieser Last. Ein solches Gegengewicht vermochte ihm nur sein Zukunftsglaube zu bieten. Dieser Zukunftsglaube hat ihn in Kreuzes- und Todesgrauen erhalten.

Gewiß, anders, als Jesus gehofft, war die Erfüllung. Er ist nicht wiedergekommen in den Wolken des Himmels, die Welt ist ihren Gang nach denselben Gesetzen wie einst gegangen, nun schon neunzehn Jahrhunderte! Sünde und Tod regieren noch immer wie einst. Und doch! Anders, aber besser hat sich Jesu Hoffnung dennoch erfüllt! Er ist nicht sichtbar wiedergekommen, aber geistig herrscht er mitten unter den Feinden. Von Jahrhundert zu Jahrhundert hat sein Geist Einzug gehalten in allen Völkern und Zeiten. Und diese schrittweise, aber unaufhörliche und unaufhaltsame Eroberung ist im Grunde viel herrlicher als eine einmalige äußere Machtoffenbarung.

Wir können und müssen träumen über die Zukunft! Das lehrt uns auch der Mann, der am Tage vor Allerheiligen den Kampf begann wider aller Heiligen Dienst, um aller Seelen vom Dienst der Heiligen zum Dienst des wahrhaft Heiligen zu führen. Martin Luther war beseelt von einem ungemein starken Zukunftsglauben. Er lebte in Träumen des baldigen Weltuntergangs, der unmittelbar bevorstehenden Katastrophe des Antichrists. Hätte er solchen Zukunftsglauben nicht gehabt, hätte er dann zu stehen vermocht wider Papst und Kaiser? Auch er bedurfte ein Gegengewicht gegen den furchtbaren Druck der Gegenwart. Nichts Irdisches

und Gegenwärtiges, allein sein trotziger Zukunftsglaube vermochte ihm dies Gegengewicht zu bieten.

Auch hier müssen wir sagen: anders wie sie erhofft wurde, war die Erfüllung. Des päpstlichen Antichrists Reich blieb bestehen die Welt ging wieder ihren Gang weiter, ärmlich und dürftig blieb äußerlich der Sieg des Evangeliums.

Und dennoch auch hier: anders die Erfüllung, aber besser! Auch hier war der Sieg ein vollständigerer, gewaltigerer, wenn er von innen heraus allmählich kam, als äußerlich und plötzlich. Alles das, was wahr und lebenswert war an Luthers Gedanken, hat sich ja doch durchgesetzt und wird sich noch durchsetzen, wenn auch auf Umwegen. Und selbst eines Luthers kühner Hoffungsmut hätte nicht von ferne ahnen können, wie unendlich reich und mannigfaltig im Laufe der Jahrhunderte die Früchte seines Werkes sein würden.

Können wir nicht aus dem allen auch für uns selbst eine Lehre ziehen? Die Lehre, daß auch wir träumen sollen und müssen! Wir bedürfen eines Zukunftsglaubens, wenn wir nicht der Last der Gegenwart erliegen sollen! Über unsern innersten Lebenswert entscheidet zuletzt die Frage, wieviel an solchem Zukunftsglauben wir haben. Mit den Maßstäben der Gegenwart läßt sich unser seelisches Leben nicht abschätzen, erst im Spiegelbild unseres Zukunftsglaubens schauen wir unser wahres Angesicht. Gehen wir auf in Selbstsucht und Genußsucht, so wird dieses Zukunftsbild dunkel und verschwommen sein. Je mehr wir große, allgemeine, ewig gültige Ziele aufnehmen in unsern Lebensinhalt, um so kraftvoller, deutlicher wird sich jenes Zukunftsbild gestalten.

Wir sollen und müssen träumen! Aber nicht vergessen wollen wir, daß wir träumen, daß wir, wie der Apostel sagt, sehen «durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort». (1. Kor. 13, 12.) «Als wir Kinder waren, da redeten wir wie Kinder und waren klug wie Kinder und hatten kindische Anschläge.» Wir träumten vom kommenden Leben und in diesen Träumen zeigte sich, daß unser geistiges Leben erwacht war. Wie so ganz anders ist dann das wirkliche Leben! Wie so viel rauher und wüster als der Kindheits Traum. Und doch, wir sagen es frei, wieviel besser, würdiger, wertvoller ist das wirkliche Leben als ein müßiger Kinder Traum.

So träumen wir jetzt von einem Leben nach dem Tode. Wir wissen, daß wir träumen. Träume sind nichts anderes — soviel wenigstens mir scheint — als bunte Mosaikbilder, die wir mit den Anschauungen des vergangenen Lebens hervorbringen. Es ist immer nur ein Bild der Vergangenheit, daß wir in die Zukunft übertragen. So ist's auch

mit allen Träumen über das Jenseits. Alle die Bilder, die aus der Bibel wie von den Frommen aller Zeiten stammen, sind gemalt mit Farben des Diesseits. Daraus geht hervor, daß alle diese Bilder nur Ahnungen, Hoffnungen, keine wirklichen Anschauungen bieten.

Der Apostel des neuen Testaments sagt: «Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden.» (1. Joh. 3, 2.) Es ist uns verborgen. Das einzige, was wir wissen können, ist dies: «Wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir ihm gleich sein werden.» Wir wissen also nur, daß wir geistig sein werden, wie Gott geistig ist. Wie wir beschaffen sein werden, das wissen wir nicht; alle Vorstellungen darüber sind nur bunte Träume.

Was der Apostel aber festhält und was auch wir unbedingt festhalten müssen, ist die unbedingte Gewißheit des geistigen Fortlebens. Wie wir fortleben, wissen wir nicht, daß wir fortleben, das muß uns gewiß werden, wenn anders unser Leben im Unendlichen Wurzel gefaßt hat.

Daß wir fortleben, das lehrt uns die Natur um uns, unser geistiges Menschenwesen in uns, die Gottheit über uns.

1.

Die Natur um uns! Was lehrt denn die ganze moderne Naturwissenschaft am nachdrücklichsten? Die Unzerstörbarkeit der Kraft. Die Formen, in denen die Kraft sich äußert, wechseln ewig, die Kraft bleibt. Gar oft vermögen wir mit unseren Sinnen die gänzlich veränderte Kraft nicht mehr zu erkennen, das ausgebrannte Feuer erscheint uns spurlos erloschen. Darum ist die Kraft, die das Feuer hervorbrachte, dennoch in anderer Form tätig.

Inmitten dieser unzerstörbaren Kräfte soll nun grade die Kraft des Menschengeistes, diese größte aller Kräfte, jedem Spiel des Zufalls zu völliger Vernichtung preisgegeben sein? «Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch,» hat der große Grieche gesagt. Und da soll der Stich einer Mücke genügen, um diese Kraft des Geistes auszulöschen, welche doch die wunderbarsten Offenbarungen wahrhaft göttlicher Schöpferweisheit in Kunst und Wissenschaft erzeugt?

Sollte es nicht auch hier wahr sein: die Formen der Erscheinung wechseln, die Kraft bleibt? So gut die sinnlich wahrnehmbare Kraft bleibt in allem Wechsel der Erscheinungen, so gut bleibt auch die Kraft des Geistes ewig, so oft auch die äußere Verkörperung wechselt. Die Natur in ihrem ewigen Wechselspiel von «Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht», in dem sie selbst doch ewig bleibt, lehrt es uns: Zu was besserem sind wir geboren, als nur um zu verweisen.

Und zum andern, wie jener große Prophet unseres Volkes es meinte: «im Herzen kündet es laut sich an». Die Beschaffenheit des Menschenwesens zwingt uns immer wieder zu der Annahme, daß der menschlichen Persönlichkeit ein unzerstörbarer und darum unvergleichlich wertvoller Kern innewohnt. Darauf beruht die Annahme, daß die schuldvolle Verwichtung eines Menschenlebens durch gar nichts sonst aufgewogen werden kann. Wenn wir es recht erwägen und erfassen, so beruhen alle unsere Ordnungen und Anschauungen in Recht und Sitte, in Staatsleben und sozialer Fürsorge im Grunde auf dieser Annahme.

Mögen noch so viele einzelne diese Annahme verwerfen, die Gesamtheit aller unserer staatlichen und sittlichen Ordnungen beruht dennoch auf der Vorstellung, daß jede Menschenseele ein unvergleichlich wichtiges Gut ist. Denken wir uns diese Voraussetzung hinweg und es wird — wie ich wenigstens überzeugt bin — ein Chaos hereinbrechen, in dem die Menschen wie entfesselte Bestien sich gegenseitig anfallen, wenn sie einmal ernst machen mit jenem «Fluch sei der Hoffnung, Fluch dem Glauben und dreimal Fluch auch der Geduld!»

Gewiß, der Spötter, der höhnisch alle jene Vernunftgründe gegen ein Fortleben nach dem Tode aufzählt, wie sie ein Schiller seinem Franz Moor, ein Shakespeare so manchen seiner Gestalten in den Mund legt, mag übergenug Beweise für seine Ansicht haben. Aber das wenigstens sollte er nicht leugnen, daß Unzählige in einem freudlosen, ärmlichen Dasein mit ihrer Arbeit ihm sein Dasein erhalten, ohne dieses zeitliche Leben je angenehm und schön gestalten zu können. Das aber, was allen jenen Enterbten zuletzt die Kraft und Freudigkeit zu ihrer Arbeit verleiht, ist die in unserem Volke noch immer lebendige Überzeugung, daß nicht die äußeren Lebensumstände über den Wert des Menschen entscheiden, daß es eine innere Vergeltung gibt, die unabhängig ist von den Glückszufällen dieser Zeitlichkeit. Laßt jene Vernunftgründe zur allgemeinen Überzeugung aller werden, wäre da wirklich noch ein geduldiges Ertragen von Leid und Niedrigkeit möglich, wie es doch den allermeisten auferlegt ist?

Unzählige mag es in unseren Tagen geben, denen jeder Gedanke an ein Fortleben nach dem Tode wie der größte Widersinn erscheint. Sonnenklar ergibt sich aus ihrem Verstande, daß mit dem leiblichen Tode alles zu Ende ist. Diese alle aber vergessen, daß ihr kleiner Durchschnitts-verstand nicht das Maß aller Dinge ist. Sie vergessen, daß es schon in der Welt der Erscheinung Dinge gibt, die über alle menschliche Schulweisheit hinausgehen. Die Unendlichkeit und Ewigkeit der sichtbaren Welt

ist uns genau ebenso unbegreiflich, wie uns die räumliche und zeitliche Begrenzung dieser sichtbaren Welt unbegreiflich ist. Wir stehen hier, wie in so vielen anderen Fragen, vor einem auch dem tiefsten Verstande unlösbaren Rätsel. Daß schon die sichtbare Welt unendlich viel reicher und größer ist, als es die kühnste Phantasie sich ausmalen kann, das wenigstens sollten wir nicht leugnen.

Und nun erst die Geisteswelt. Platte Alltagsweisheit hat zu allen Zeiten alles Geistige geleugnet. Aber die tiefsten, umfassendsten Geister, um nur einen Goethe, einen Kant, einen Bismarck, einen Richard Wagner zu nennen, haben wahrlich ganz anders gedacht.

Goethe faßt Kants Meinung mit den Worten zusammen:

«Du hast Unsterblichkeit im Sinn;
Kannst du uns deine Gründe nennen?
Gar wohl! Der Hauptgrund liegt darin,
Daß wir sie nicht entbehren können.»

So sehr er mit dem großen Denker wußte, daß der Begriff der Unsterblichkeit nichts anderes ist als ein Gleichnis, so sehr war er doch überzeugt, daß ihm zuletzt vielleicht mehr Wirklichkeit zukommt, als den Begriffen Zeit und Raum. Mußte er doch bekennen:

«Lange hab ich mich gesträubt, endlich gab ich nach,
Wenn der alte Leib zerstäubt, wird der neue wach.
Und solange du dies nicht hast, dieses Stirb und werde,
Bleibst du nur ein trüber Gast auf der schönen Erde.»

3.

Darum sagen wir, unser Menscheng Geist in uns zeugt von einem Fortleben nach dem Tode, am gewaltigsten aber die Gottheit über uns.

Allen Zweiflern und Spöttern ruft Jesus zu: «Ihr irret und wisset die Schrift nicht, noch die Kraft Gottes.» (Matth. 22, 29.) Im Lichte der Ewigkeitsgedanken der Heiligen Schrift erscheint uns vieles gar anders als im trügerischen Lichte menschlicher Meinungen. Diese ewige Weisheit redet zu uns von einem Gott, dessen «Gnade währet von Ewigkeit zu Ewigkeit über uns» (Psalm 103, 17), der ein Gott ist «nicht der Toten, sondern der Lebendigen». Wer die Führungen dieses Gottes an sich erfahren, wer es erlebt, daß auch die dunkelsten Wege im Lichte endigen, der wird vertrauen lernen, daß «uns weder Tod noch Leben scheiden mag von der Liebe Gottes». (Römer 8, 38 ff.)

Der Gott über uns gibt uns Hoffnung auch im finsternen Tal des Todes. Wo lebendiger Glaube an Gott ist, da wird auch Unsterblichkeitsglaube sich finden, wo letzterer gänzlich dahingefallen ist, wird auch der Gottesglaube erblaffen.

Gewiß, «es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden»! Ob wir uns das Fortleben zu denken haben als Läuterung der in uns waltenden Geisteskraft in anderen Formen bis zu endlicher Vollendung oder als ein sofortiges Eingehen in ewige Ruhe des Geistes, wir wissen es nicht. Genug, daß wir ausharren und kämpfen in der Gegenwart nach unserer besten Kraft. Gott, «der größer ist als unser Herz» (1. Joh. 3, 20), wird mit uns sein, hier und dort, damit sich erfülle das Sehnsuchtslied aus grauester Vorzeit: «daß unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Ruhmens sein wird, daß man sagen wird: der Herr hat Großes an uns getan».

Amen.

Arbeiten und nicht verzweifeln.

Predigt am 6. Jänner 1907 in der Christuskirche in Laibach

von

Pfarrer Segemann.

Textwort: «Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr, sondern arbeite und schaffe mit seinen Händen etwas Gutes, auf daß er habe zu geben dem Dürftigen.»

Brief an die Epheser 4, 28.

Ein neues Jahr, ein neuer Lebensabschnitt! Frisch Vertrauen, froher Mut, ein neues Hoffen zieht durch unser Herz. «Glück zum neuen Jahre!» Das ist doch nicht bloß eine leere Redensart, sondern lebendige Zuversicht in vielen Herzen. Und es darf und soll so sein. Alter Fluch soll immerdar sich wenden, neuer Segen immerdar sich erfüllen. Wie die reinen Fluten eines Stromes allen Unrat der Menschen auflösen und klären, so tilgt der Zeitenstrom, dessen Rauschen wir um die Jahreswende deutlicher vernehmen, vergangene Schuld, vergangene Not. Nicht ewig soll sich die Schlammwelle der Vergangenheit fortwälzen, einmal muß sie doch in sich versinken. Für alles gibt es Sühne, und die Zeit, die alles heilende und versöhnende, sie läßt aus allen Ruinen neues Leben erblühen.

Ein Vorgang aus der wunderbar tiefen Entwicklung des alttestamentlichen Prophetentums kann uns diese Überzeugung stärken. Durch Jahrhunderte hatten die Propheten einem welttrunkenen, selbstbewußten Völkchen das Unglück geweissagt, da kamen die betäubenden Schläge, die alles das erfüllten, was die Unglücksboten gedroht. Der Tempel war in Schutt gesunken, das Volk gebannt, der Gottesdienst vorüber. Da ging die Rede: «Unsere Sünden lasten auf uns und wir vermodern darin.» Jetzt schlägt die Weissagung um, aus der Drohung wird die Verheißung. Waren die Propheten früher den Illusionen der Zeit entgegengetreten,

so traten sie nun ihrer Hoffnungslosigkeit entgegen und richteten den Glauben an die Zukunft auf. Ein Hesekiel trat dem Sprichwort entgegen: «Die Väter haben Herlinge (unreife, saure Trauben) gegessen und den Kindern sind die Zähne davon stumpf geworden.» Denn wenn Gott auch die Sünden der Väter an den Kindern heim sucht bis ins dritte und vierte Glied, so ist doch auch das andere wahr: «Alle Seelen sind fein; wie des Vaters Seele, so auch des Sohnes Seele, fein sind sie beide.» «Warum wollt ihr sterben, ihr vom Hause Israhel? Gott hat kein Gefallen am Tode des Sterbenden, darum befehret euch, so werdet ihr leben.» (Hesekiel 18.) Und der prophetische Schriftsteller, dem wir Jesajas 40 ff. verdanken, predigt in majestätischem Hymnus: «Laßt die Trauer fahren, die Erlösung steht vor der Thür. Leidet nicht immer unter euch selber, Jehova nimmt die Last der Vergangenheit von euch ab und vergibt euch, wendet euch dem Neuen zu, das er schafft.»

Laß fahren, was dein Herz betrübt und traurig macht. Laß fahren die Last der Vergangenheit, sie ist verschwunden und dahin und aufsteigt der goldene Tag der Zukunft:

1.) Wer gesündigt hat, der sündige nicht mehr, das sei unsere Buße für die Vergangenheit.

2.) Arbeit und durch die Arbeit das Wirken zum Wohl unserer Mitmenschen, das sei uns Halt und Hort für die Zukunft.

I.

Der Apostel legt uns die Ermahnung vor: «Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr.» Gewiß mag mancher sagen: Diese Predigt gilt mir nicht, da ich nie gestohlen habe. Und es mag sein, daß keiner unter uns gestohlen hat. Aber wir sind doch berechtigt, das Stehlen hier als einen Einzelfall für ein Allgemeines anzusehen. Gestohlen haben wir vielleicht nicht, gesündigt haben wir alle und damit Gott ein Kleinod veruntrent. Da ist keiner, in dessen vergangenem Leben nicht Flecken wären, blutigrot, keiner, der nicht Schuld und Schande auf sich geladen hätte. Gewiß, unzählige sind sündlos — nach ihrer eigenen Behauptung. Der Durchschnittsmensch hat keine Sünde begangen, — wenn man ihn selber hört. Aber jeder edlere, ernstere, tiefere Mensch hat Sünden, vielleicht nicht immer solche, die in den Augen der Mitmenschen schwer wiegen, aber solche, die er selbst schwer erträgt. «Behandle jeden nach Verdienst, und wer ist vor Schlägen sicher?» Um einen der Edelsten und Besten zu nennen, den heidnischen, verkrüppelten Sklaven Epiktet, der zur Apostelzeit in Rom lebte, der da sagt: «Redet dir jemand Übles nach, so beginne keine Rechtfertigung dem Gesagten gegenüber! Antworte nur: Er hat eben die anderen Fehler,

die mir anhaften, nicht gewußt. Sonst hätte er nicht jenes allein gesagt.» Oder um einen anderen zu nennen, der von hohem und berechtigtem Selbstgefühl erfüllt war, Goethe: «Man darf nur alt werden, um milde zu sein; ich sehe keinen Fehler begehen, den ich nicht auch begangen hätte.»

Also keiner, keiner hat das Recht zu sprechen: «Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie ein Dieb.»

Aber keiner soll auch sprechen: Ich bin nun einmal so, also sündige ich weiter, oder ich bin verurteilt, die Last der Vergangenheit weiterzuschleppen, an mir ist nichts mehr zu bessern. So spricht Leichtsinns oder Verzweiflung. Die göttliche Stimme aber spricht durch den Mund des Apostels: «Wer gesündigt hat, der sündige nicht mehr.» Wer den Mitmenschen gekränkt hat, der unterlasse es künftig; wer durch Ausschweifung oder Trunk gesehlt hat, der tue es nicht mehr; wer durch Trägheit und Nachlässigkeit seine Verhältnisse zerrüttete, der meide diese Fehler.

Die beste, ja die einzig wahre Buße ist die, daß wir das Böse lassen. Um jenen eben genannten Epiktet nochmals anzuführen: «Der in der Weisheit Ungebildete zeigt sich darin, daß er anderen Vorwürfe macht, wenn es ihm selber übel ergeht; der Anfänger in der Weisheit verrät sich dadurch, daß er sich die Vorwürfe macht; der wahrhaft Gebildete aber macht weder einem anderen noch sich selber Vorwürfe.» Gewiß, der natürliche Mensch schlägt immer um sich, der Mensch aber, welcher eintritt in den Tempel der Erkenntnis, schlägt in sich. Er sucht die Schuld nicht draußen, da sucht sie der Tor, er findet sie in sich, er bringt sie ewig hervor. Aber höhere Weisheit noch ist es, «zu vergessen, was dahinten ist, und sich zu strecken nach dem, was vor uns ist».

Wie wenig wird doch in allen Religionen dies verstanden und befolgt! Mit Weihungen, Büßungen, Opferungen sucht man Vergangenes auszutilgen, als wenn Gott über das Vergangene zürne. Von einer Hölle träumt man, da Sünder zur Strafe für Vergangenes schmachten müssen. Uralte Prophetenweisheit ist noch immer unverstanden: «Gott hat nicht Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern daß er sich bekehre von seinem Wesen und lebe.» Alles, auch das Furchtbarste, was an Folgen des Bösen sich aufhäuft, sollte doch, für den Christen, sich unterstellen, nicht unter den Gedanken der strafenden Gerechtigkeit, sondern der erziehenden Liebe, jener «Gnade, die da währt von Ewigkeit zu Ewigkeit», auch hinüber über die finsternen Schandtaten, wie ein Friedensbogen, der sich über Abgründe wölbt. Der Christ mit seinem Glauben an die Liebe in der Allmacht und die Allmacht in der Liebe sieht immer Anfang, nimmer Ende, in aller Ernte doch auch Saat, in allem Verderben unzerstörbares Leben.

Gewiß, man will nichts wissen mehr von dieser allmächtigen Liebe. Aber hinter all den spitzfindigen Gründen für die Leugnung Gottes steht nur ein Wunsch: der Verantwortung ledig zu werden für die Vergangenheit. Verblendete Toren! Sie leugnen die allwaltende herrschende Geisteskraft, die in und durch und über allem Naturgeschehen wirkt, und sie sehen nicht, daß sie sich durch diese Leugnung für rettungslos in dem Naturmechanismus verflochten erklären, der sie zermahlen müßte, wie ein Getriebe von tausend eisernen Rädern und Zähnen, in das wir hinein- stürzen, uns zermalmt. Wenn wir aber mitten in diesem ehernen Natur- mechanismus die Hand des ewigen Geistes, der ihn hervorgerufen, fassen können, als Geist von seinem Geiste, sind wir zwar belastet mit sittlicher Freiheit und Verantwortlichkeit, aber damit auch begnadet mit der Möglichkeit völliger Erneuerung. Wie es jener Prophet Hesekiel einem verzweifelten Volk predigte, das in dem sündigen Zusammenhang des Ganzen zu versinken glaubte: «Die sittliche Freiheit legt zwar dem einzelnen eine schwere Verantwortlichkeit auf, aber sie gewährt ihm auch den Trost, daß er aus der Kausalität heraus kann, daß er sich bekehren kann und leben.»

Darum nie zu früh und nie zu spät! Nie zu früh! Das wäre mutwillige Verstocktheit. Jedem Sünder verzeiht Gott unbedingt, mittel- los, denn jede Bekehrung ist Sündenvergebung, und jede Sünden- vergabung, die nicht Bekehrung ist, ist Priestertrug. Einem Sünder aber verzeiht Gott nicht, dem, der sündigen will. Wer morgen sich bessern will und heute fehlen, wird sich niemals bessern, bevor sein «Heute» kommt. Dieses «Heute» ist aber in Wahrheit ein «Niemals!», sofern sein Sinn nicht völlig anders würde. Und doch, ist nicht dies «Zu früh — zu früh für das Heil!» die Stimmung der allermeisten?

Aber auch das andere: «Zu spät» ist nicht minder verhängnisvoll! Niemals zu spät! Wir wissen es alle: es ist oftmals zu spät! Zu spät! Bei wieviel verfäulten Gelegenheiten, nach wieviel schweren Fehlern, an wieviel Gräbern, nach wieviel endlicher Versöhnung! Da ist's zu spät. «Was du der Minute ausgeschlagen, gibt keine Ewigkeit zurück.» Das ist eine düstere Weise, die ewige Melodie von tausend gebrochenen Herzen.

Aber «wenn du auch noch so viel verloren, du selbst doch nie verloren bist».

Für vieles mag es zu spät sein, für dich ist es nicht zu spät! Wenn du tausendmal fehltest, so ist es nicht zu spät, das Böse zu lassen. Nicht dein Fehler, sondern dein Gedanke, daß es zu spät sei, ist dein Fluch, und gegen diesen Gedanken eben sollst du kämpfen. Und in allen

neuen Fehlern, die sich häufen, wie Welle um Welle zum Ufer sich drängt, sollst du des Fehlers Segen nicht vergessen:

«Fehlst du, laß dich's nicht betrüben,
Denn der Mangel führt zum Lieben;
Kannst dich nicht vom Fehl befreien,
Wirst du andern gern verzeihen.» (Goethe.)

Des Fehlers äußere Folgen willig tragen mit gefaßtem Geiste, durch keinen Fehler dich entmutigen lassen, ihn unermüdet zu bekämpfen, das ist gewiß in Gottes Augen genug und die Gewähr, daß du einmal deine Fehler überwinden wirst.

II.

Dazu bedarf es dann freilich auch des großen Heilmittels, das der Apostel uns reicht: «Wer gesündigt hat, der sündige nicht mehr, sondern arbeite.» Die Segensmacht der Arbeit ist's allein, der aller Fluch weichen muß.

Ein Dichter unserer Tage fragt: «Warum hat keine Religion vor allem anderen das Gebot: Du sollst arbeiten!?» Und man hat es Jesus Christus immer häufiger vorgeworfen, daß er den Kulturwert der Arbeit ganz verkannt, ja die Arbeit verboten habe, als er sprach: «Sehet die Vögel unter dem Himmel an; sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen und euer himmlischer Vater nähret sie doch. Und die Lilien, sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht.» Also nur beten, nicht arbeiten sei Jesu Evangelium!

Sollte aber der nicht gearbeitet haben, der im Dienste der Brüder sich verzehrte, zu helfen und zu heilen? Ermattet von ernster Tätigkeit für die Elendesten wird er uns öfters geschildert. «Ich muß wirken, solange es Tag ist, es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.» Und hat er nicht unvergängliche Worte der Weisheit und Schönheit gesprochen? Glaubt man denn wirklich, daß ihm diese ohne ernste, eindringende Geistesarbeit zugefallen seien? Oder will man im Ernste behaupten, daß nur die Arbeit der Hände Arbeit sei und nicht auch die des Kopfes?

Gewiß, wir finden die Mahnung zur Arbeit im Evangelium nicht. Aber doch nur, weil sie dem, der das Evangelium verstanden, völlig selbstverständlich ist. Luther deutet es mit Recht: «Der Glaube ist ein lebendig, schafftig, tätig, mächtig Ding; er fragt auch nicht, ob gute Werke zu tun sind, sondern ehe man fragt, hat er sie schon getan und ist immer im Tun.» Der Glaube ist Vorwegnahme der Zukunft. Wie sollte er nicht alles in rastlosem Tätigkeitsdrang einsetzen, um diese Zukunft heraufzuführen zu helfen. Die ganze unendliche Regsamkeit unserer

Kultur ist nichts anderes als die Entfaltung des Schöpfungsbefehles: «Machet die Erde euch untertan», wie der Naturforscher Dubois-Reymond urteilte, daß erst die christliche Unterscheidung von Schöpfer und Geschöpf die eigentliche Naturkenntnis möglich gemacht habe.

Arbeit ist Fluch und Segen! Mühseliges Los geplagter Menschen, denen Dornen und Disteln der Lebensacker trägt ihr Leben lang. Erschütternder Klageruf auch des Frömmsten: «Wie ein Knecht sich sehnt nach dem Schatten und ein Tagelöhner, daß seine Arbeit aus sei, also habe ich wohl ganze Monden vergeblich gearbeitet und elender Nächte sind mir viele geworden.» (Hiob 7, 2 f.) Und dennoch, zugleich der höchste Segen: «Der größte Sinnengenuss, der gar keine Einmischung von Eitel bei sich führt, ist, in gesundem Zustande, Ruhe nach der Arbeit» (Rant). Müßiggang ist aller Laster Anfang, «in der arbeitenden, dürstigen Klasse finden sich die wenigsten Narren, wohl aber unter Reichen, Mächtigen, Müßigen». Und Arbeit aller Tugend und Erneuerung Anfang. Wir finden viele Menschen mit den schwersten Mängeln und Sünden; solange sie der Zucht geregelter Tätigkeit noch gewachsen sind, sind sie im Kerne noch gesund. Und umgekehrt, die allerbesten Eigenschaften sind fast wertlos, wo der ernste, anhaltende Wille zur Arbeit und rastloser Betätigung mangelt.

Also «greif entschlossen zur Arbeit! Was die Träne nicht löst, löst, dich erquickend, der Schweiß». Der heutige Sonntag ist der Epiphaniens- oder Erscheinungstag mit seiner frohen Botschaft: «Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen», und seiner Mahnung, die zugleich der tiefste Sinn jener Botschaft ist: «Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter; bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.» Dieser Tag der Mission erinnert uns an die große Arbeitsmission, die einem jeden von uns gestellt ist, nicht Vergangenen nachzutraumern, nicht müßig der Zukunft zu harren, sondern als Gottes Werkzeuge der Gegenwart abzurufen, was sich aus ihr machen läßt. Alles echten Lebens Geheimnis ist dies, daß es nicht darauf ankommt, was uns das Leben bietet, sondern was wir aus dem uns geschenkten Leben zu machen wissen. Ist doch kein Leben so verdorben, daß nicht noch ein Segen daraus stammen könnte. Darum verdirb es nicht völlig, weil es zum Teil verdorben, sondern lege mit Herz und Hand hinein, was du mit bester Kraft hineinlegen kannst.

Aber nicht zu selbstsüchtigem Genießen und Erwerben, so wäre alle unsere Arbeit ein sinnloser Trondienst, sondern zu selbstlosem Dienst für andere. «Arbeite, auf daß du habest zu geben dem Dürstigen.» So reich ist keiner, daß er auch nur einen Bruchteil seines Gutes mutwillig ver-

genden dürfte. Ein anvertrautes Pfund und Pfand sei jedem das, was er ererbt oder erarbeitet hat, dessen höchste, ja dessen einzige Bestimmung die Verwertung im Dienste der Mitmenschen sein muß. Nicht mit bloßen Almosen aber helfen wir am besten dem Bedürftigen, sondern indem wir ihm den höchsten Gottessegens, den wir selbst empfangen, die Arbeit, weitergeben. Und selbst der von Kunst und Geschmack verklärte Luxus des Reichen kann dieser Bestimmung dienen. Ist er doch ein Mittel im großen Haushaltplan der Gesamtheit, um auch die feineren Formen der Arbeit zu ermöglichen, die ohne solchen Luxus nie in Erscheinung treten könnten. Auch der gibt dem Bedürftigen, wer durch Werke der Kunst und der höheren Fertigkeiten besondere Gaben in Tätigkeit setzt. Nur daß ein jeder, auch der Bornehmste, vor Augen behalte, daß er als Haushalter im Dienste der Mitmenschen seine Mittel verwende. Aber auch der Ärmste mag Lebenserhöhung empfangen, wenn er zum wenigsten den ehrlichen Willen hat, anderen zu helfen, unbeirrt durch all die verbitternden, verhärtenden Einflüsse des Lebens.

Wohl dem, der noch arbeiten kann, solange der Lebenstag ihm leuchtet, und wer es nicht mehr kann, der kann noch sterbend segnen. Und ist nicht auch dies Arbeit genug?

Es ist eine kleine Lebensgeschichte, die uns der Apostel erzählt: Aus rechtloser Selbsthilfe und Schädigung anderer heraus, zu sittlicher Umkehr und Einker hin, zu unermüdeter Arbeit im Dienste der Liebe. Möchte es die unsere sein! Hinter uns die Vergangenheit, voll Schmach und Fehlern, die uns doch nichts anhaben kann, weil uns starke Segensmächte überwältigten, die stärker waren als aller Fluch, ja, die den Fluch selbst in Segen wandelten, und vor uns eine Aufgabe des Wirkens für solche, die unserer bedürfen: so ist die Gegenwart unser, so überschreiten wir die Schwelle des neuen Jahres in ein neues Leben:

«Vor uns der Tag und hinter uns die Nacht.»

Amen.

Arm und Reich.

Predigt, gehalten am 28. April 1907

von

Pfarrer Dr. Ottmar Segemann

in Laibach.

Lucas 16, 19—31.

Ostern und Himmelfahrt! Feste, die wie Brücken in die Welt eines jenseitigen Lebens der Christenheit vor und hinter uns liegen. Die Frage nach dem Jenseits wird uns durch diese Feste vorgelegt, wie sie Jesus im Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus beantwortet hat.

Nichts hat durch Jahrhunderte so die Phantasie der Christen bewegt als das farbenprächtige Gemälde von Himmelsfreuden und Höllequalen, das uns in diesem Gleichnis aufgerollt wird. Vor kurzem stand ich auf jenem Laguneneiland Torcello, einst ein Sitz eines blühenden städtischen Gemeinwesens, das mit dem jungen Venedig wetteifern konnte, heute nur noch mit einigen einsamen Häusern besetzt. Geblieben ist nur die bischöfliche Kathedralkirche, ein Denkmal der ältesten christlichen Jahrhunderte! Hier auf der Rückwand ein großes Gemälde des Weltgerichts in altertümlichem Mosaik. Wie ergreifend predigen uns doch diese primitiven Darstellungen aus grauer Vorzeit längst versunkener Geschlechter das Eine, was ihrer Seelen tiefster Inhalt war, jene erschütternden Bilder von den Qualen der Verdammten und den Freuden der Seligen.

Wo:

«Die Posaune tönt!
Die Gräber heben!
Und das Herz,
Aus Aschenruß
Zu Flammenqualen
Wieder aufgeschaffen,
Weht auf.»

Nirgends hat Jesus sich so ausführlich über das Jenseits geäußert wie in unserm Gleichnis, wenn wir absehen von jenen längeren Gerichtsreden (Matth. 24, Mark. 13, Luk. 21), von denen wohl mit Recht bestritten wird, ob sie im einzelnen wirklich von Jesus stammen.

Was aber ist die Lehre unsres Gleichnisses über das Jenseits? Daß wir, wie es oft geschah, nicht jeden Einzelzug allzu wörtlich zu nehmen haben, sollte von vornherein feststehen. Es ist unzulässig, aus unserm Gleichnis Aufstellungen über die Beschaffenheit von Himmel und Hölle, von ihrer gegenseitigen Entfernung und vom Hingelangen des Menschen an diese Orte zu entnehmen. Wäre das möglich, so müßten wir aus diesem Gleichnis ja freilich hier lernen, daß sich im Reiche der Toten zwei getrennte Räumlichkeiten befinden, die durch eine unübersteigliche Kluft getrennt sind, obgleich man sich gegenseitig von beiden Orten aus beobachten kann. In der einen ruht der Arme, nachdem er von Engeln in das unterirdische Paradies getragen worden ist (nach Luk. 23, 43), an dem Busen des Ervaters Abraham und genießt dort die höchste Erquickung; in der andern wird der Reiche von Feuerflammen gequält und von brennendem Durst gepeinigt. Beider Schicksal ist völlig unwiderprüflich, jede Vinderung ist ausgeschlossen.

Aber es muß doch zunächst betont werden, daß alle diese Vorstellungen einfach den Anschauungen entlehnt sind, welche Jesus bei seinen Zeitgenossen vorfand. Diese aber, so gewiß ihnen tiefe geistige Wahrheit zugrunde liegt, sind doch völlig sinnlich aufgefaßt und ausgemalt, können also dem Übersinnlichen nicht wahrhaft entsprechen.

Vor allem aber ist es überhaupt gänzlich falsch, Gleichnisse Jesu zu mißbrauchen, als seien es Katechismusabschnitte, in denen eine Reihe einzelner Lehrstücke aufgezählt werden. Vielmehr sollten wir Jesu Gleichnisse als Organismen fassen, bei denen mancherlei dienende Nebenteile einem Hauptgedanken unterstellt sind. Jene Nebenteile bilden ein Wurzel- und Rankenwerk, das nicht um seiner selbst willen da ist, das vielmehr abgelöst und beseitigt werden kann und soll, wenn der eine fruchtbringende Gedanke herausgestellt ist. Oder anders ausgedrückt: Jene Gleichnisse bieten eine «Pointe» und daneben mancherlei Einzelzüge, die nur zur Ausmalung und Verdentlichung in Betracht kommen.

So erhebt sich denn also die Frage: Worin besteht bei dem Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus der Grundgedanke, dem sich alles andere unterordnet? Wir werden zunächst auf den Gedanken geführt: Es gibt eine Ausgleichung. Unzweideutig heißt es: Der reiche Mann hat sein Gutes bereits im Diesseits empfangen, er hat im Jenseits nichts Gutes mehr zu beanspruchen. Dem armen Lazarus

aber wird alles Gute, das er im Diesseits noch nicht empfangen hatte, nun nachträglich geboten. Also wem es auf Erden schlecht ging, der wird im Jenseits dafür «getröstet», wem es auf Erden gut ging, der wird gepeinigt.

Gewiß hat der Evangelist Lukas, der uns dieses Gleichnis überliefert, eine solche Anschauung gehabt. Wenigstens lassen sich die Weh- rufe über die Reichen und die Seligpreisungen der Armen (Luk. 6, 20—25) kaum anders deuten. Aber Jesu Evangelium, auf dessen Grundgedanken wir doch immer wieder zurückgehen müssen, steht gewiß in schneidendem Widerspruch mit dieser Annahme. Das ist ja das Wesentliche und grundlegend Neue an diesem Evangelium, daß Jesus immer wieder hervor- hebt: es kommt auf das Innere und nicht auf das Äußere an. Der Arme, dessen Herz von giftigem Neid verzehrt wird, steht dem Heil wahr- lich nicht näher als der Reiche, der sein Besitztum als anvertrautes Gut treulich zu verwalten sucht. Wohl hat Jesus in seinen grundlegenden Worten die Gefahren des Reichthums in furchtbaren Worten ausgemalt, zwischen Gott und dem Mammon, d. h. dem um seiner selbst willen er- strebten Geld, uns die Wahl gestellt, aber doch auch den Reichen das Trostwort gesprochen: «Bei den Menschen ist es unmöglich, daß sie selig werden, aber bei Gott sind alle Dinge möglich» (Matth. 19, 26). Wie kann derselbe Meister die Lehre haben aufstellen wollen, daß Reichthum als solcher den Besitzer zum Höllefeuer verdammt, Armut als solche An- warterschaft auf die Seligkeit gewährt?

Nein, das kann nicht der Grundgedanke dieses Gleichnisses sein. Aber auch nicht das, was man ganz allgemein dafür hält. Der Reiche, so sagt man, hält in immerwährendem Wohlleben und Sinnengenuß alles Göttliche und Ewige für einen abergläubischen Traum. Sein Herz ist erstarrt in Selbstsucht und Unbarmherzigkeit, so daß er den armen leidenden Mitmenschen, der vor seiner Türe liegt, nicht wahrnimmt. Statt ihm von seinem Überfluß zu spenden, läßt er ihn im Elend ver- kommen, die Hunde selbst, die dem Armen die Schwären lecken, sind barmherziger als er. Und wie der Heiland gesagt hat: «Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen,» so gelte auch das Umgekehrte: «Wehe den Unbarmherzigen, denn sie werden unbarm- herzig gestraft werden,» denn wer nicht Barmherzigkeit in sich selbst trägt, kann auch nicht der Barmherzigkeit theilhaft werden. Umgekehrt Lazarus, der an schwerer, unheilbarer Krankheit dahinsiehende Bettler, der schon durch den Namen, den ihm Jesus beilegt, als das gekennzeichnet sei, wofür ihn der Heiland erklären will — Lazarus d. h. «Gottthilf», der Mensch, dessen alleinige Hilfe der Gott ist, auf den er traut. So gelte von ihm, wie Martin Luther so schön von ihm ausführt, das herrliche Propheten-

wort: «Gefegnet ist der Mann, der sich auf den Herrn verläßt und der Herr seine Zuversicht ist» (Jer. 17, 7).

So wertvoll alle diese Betrachtungen sind, so scheint es doch, als ob das Gleichnis selbst nicht auf sie hinleitete. Wenn wir das Gleichnis nehmen so wie es ist, so finden wir, daß mit keiner Silbe angedeutet ist, ob Lazarus ein Gerechter, ob der Reiche ein Gottloser war. Auch Abraham, der in diesem Gleichnis wie ein katholischer Heiliger eine Heilsmittlerstellung hat, sagt nichts davon, daß die Seligkeit des Lazarus Belohnung und die Qual des Reichen Bestrafung sei.

Wäre denn nicht auch eine solche Auffassung eine im Grunde jüdische und unchristliche? Nämlich, daß gute Taten mit reichen sinnlichen Freuden im Jenseits belohnt, böse aber mit furchtbaren Höllequalen bestraft werden! Jesu erhabenste Lehre, an der alle übrigen Lehren sich messen lassen müssen, ist doch die, daß Gott die allmächtige Liebe ist. Wie kann er haben lehren wollen, daß ein Mensch für endliche Verirrungen unendliche Höllestrafen zu erdulden habe? Gilt denn nicht für alle menschlichen Verfündigungen zuletzt doch das große Heilandswort: «Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.» Ist denn nicht alles Böse zum größten Teile Unwissenheit und Frucht schlechter Einflüsse, die fast unwiderstehlich die Menschen ergreifen? Gilt denn nicht immer wieder das französische Sprichwort: «Alles verstehen heißt alles verzeihen?» Und verzeiht denn nicht Gott nach unsrer christlichen Überzeugung alles, auch das Furchtbarste, reichlich und täglich aus lauter göttlicher Güte und Barmherzigkeit? Alle Leiden und Übel des Lebens müssen im Glauben nicht als Strafe, sondern vor allem als Erziehungsmittel, also als Liebeswege erfaßt werden. Ein Leiden aber, das unwiderruflich nur Pein wirken würde, wäre kein Liebesweg mehr, sondern nur ein Beweis furchtbarer, unversöhnlicher Rache.

In dem allen kann also der Grundgedanke des Gleichnisses vom reichen Mann und armen Lazarus nicht liegen. Diesen Grundgedanken werden wir nur dann recht verstehen, wenn wir uns vor Augen halten, daß Jesus das Heil, wie er es vor allem als etwas Innerliches erfassen lehrt, so auch als etwas Gegenwärtiges, Erfahrungsmäßiges. Niemals will uns Jesus in seinen Reden und Gleichnissen eine Anweisung auf die Zukunft geben, sondern immer will er uns das Heil als einen gegenwärtigen Schatz ergreifen lehren. Das Heil, das uns Jesus bringt, ist uns nahe, es ist in uns. Und alle Widersprüche der Außenwelt können und sollen daran nichts ändern.

Gerade das aber ist die gewaltige Lehre dieses Gleichnisses, die uns hier in eindrucksvollen Bildern gepredigt wird: Es ist das wahre

Heil in weitestem Umfang unabhängig von den äußeren Verhältnissen.

Hier der reiche Mann, der sich kleidet in Purpur und köstlicher Weinwand. Nehmen wir Jesus beim Wort, wie wir ja wohl dürfen: «Er lebte alle Tage herrlich und in Freuden.» Also nicht, wie so oft, wo tiefer Ekel auf dem Grunde des Freudenbeckers lauert, sondern ein genußfroher und alle Tage seines Lebens genußfähiger Mann, der die Freuden des Lebens ausschöpft, wie einer ein Bergwerk anbaut, bis die letzte Mine erschöpft ist. In wenig Strichen ein Bild dessen, was wir uns als höchstes Glück erwünschen. Und daneben das Bild des entsetzlichsten Jammers. Entwürdigende Armut, der nur Brosamen, die von des Reichen Tisch fallen, gegönnt sind; tiefste Verlassenheit, der nur die Hunde, die mittheilidg oder gar ekeleregend Gesellschaft leisten; qualvollste, widervärtigste Krankheit. Es soll das Bild eines Zustandes gegeben werden, der in jeder Hinsicht das äußerste Gegenstück ist zu den glücklichen Verhältnissen des Reichen.

Und doch stimmen wir alle in tiefstem Seelengrunde dem Heiland zu, wenn er uns sagen will, daß der wahre Wert des Menschen nicht abhängig ist von diesen äußeren Verhältnissen. Das, was Jesus über das Jenseits sagt, welches beiden Personen des Gleichnisses nach ihrem Tode bereitet ist, das ist doch zulezt nichts anderes, als ein Ausdruck für das, was schon im Leben des Diesseits in beiden innerlich lebendig war. Daß einer lächeln kann und immer lächeln — in Prunk und Glanz, in Freuden und Ehren — und doch ein Schurke sein, ein Verworfener, Unseliger, ist es nicht das, was wir so oft erfahren? Und ebenso das andere, daß einer ein Jammerbild äußeren Glends sein kann, seines Lebens Losung die Dual, und doch ein Edelg, vor dessen innerer Größe wir uns ehrfurchtsvoll beugen?

Es ist, als wolle Jesus in diesem Gleichnis den täuschenden Schleier, den verdeckenden Vorhang wegziehen, der uns in diesen dunklen Regionen das Auge verhüllt, damit wir durch den Schein hindurch das Wesen schauen, hier die züngelnden Glutn der Verdammung im Herzen des Reichen, dort die reichen Fluten des Seelenfriedens im Herzen des Armen.

Ist es denn nicht gerade das, was uns mit Flammenbuchstaben, so wie sie der Heiland in diesem Gleichnis braucht, in die Seele geschrieben werden muß? Immer wieder sict es uns an und macht uns am Glauben irre, daß wir den ungeheuren Widerspruch zwischen innerer Würde und äußerer Lage an uns oder andern nicht verwinden können? «Der Mensch lebt nicht vom Brot allein,» gewiß, aber er lebt doch

auch vom Brote, von seinen äußeren Verhältnissen und diese sind in unzählig vielen Fällen derart unzureichend oder schmerzbringend, daß wir klagend, verzweifeln, zürnend immer aufs neue daran irre werden, ob es denn wirklich wahr sei, daß

«überm Sternenzelt

Muß ein lieber Vater wohnen.»

Nun, der Heiland will uns zurufen, daß kein Widerspruch des Lebens so schreiend ist, daß er nicht ausgeglichen werden könnte durch des Menschen innern, unzerstörbaren Wert, den kein Tod töten kann. Was wir als Jenseits nach außen hin sehen, das ist ja nichts anderes, als ein Ausdruck des Innenlebens, das wir auf seinen tiefsten innern Gehalt hin prüfen, wie es jener tiefsinnige Angelus Silesius ausgedrückt hat:

«Du sprichst: Versetze dich aus Zeit in Ewigkeit!

Ist denn an Ewigkeit und Zeit ein Unterschied?»

Also des Menschen wahres Heil und wahrer Wert ist unabhängig von den äußern Verhältnissen. Diese heldenhafte, himmelerstürmende Gewißheit will uns Jesus lehren im Gleichnis. Aber derselbe Gedanke läßt sich nun auch in sein Gegenteil wenden: Heil und Wert unsres Lebens ist abhängig von unsrem innern Zustand. Was sind sie denn anders die emporzüngelnden Gluthen des Höllefeuers, in dessen der Reiche des Gleichnisses sich windet und vergebens nach Erquickung schmachtet, als die Beschreibung der Seele eines Menschen, in dessen Seele das Feuer der Lüste unauslöschlich entzündet ist? Wer kennt es nicht in den Tiefen seiner Seele das Feuer der ungezähmten Begierde, das uns, wenn es einmal keinen Sinnengenuß mehr gibt, verzehren müßte mit unstillbaren Wünschen, wo wir vergeblich lechzen nach einem einzigen Wassertropfen der Erquickung. Ist es denn nicht bitter not, daß uns zugerufen wird von Anfang an, bevor jenes Feuer entzündet ist und dann immer wieder, wenn es entfacht ward: Hüte dies Feuer! Zähme und bewache es, bevor es zu spät ist. Alle Wollüste des Orients können die Gluth nicht stillen, wenn sie zum feurigen Moloch wurde, dem wir opfern müssen. Und die heiligen Grenzmarken des Guten und Bösen, die wir ja doch kennen oder ahnen, wir dürfen sie nicht überschreiten, wenn auch die Leidenschaft oder Natur noch so gebieterisch es fordert. Und wenn wir dabei umkommen, so kommen wir um, besser, als daß jene unheimliche Gewalt aus den Tiefen der Seele die Herrschaft erlange.

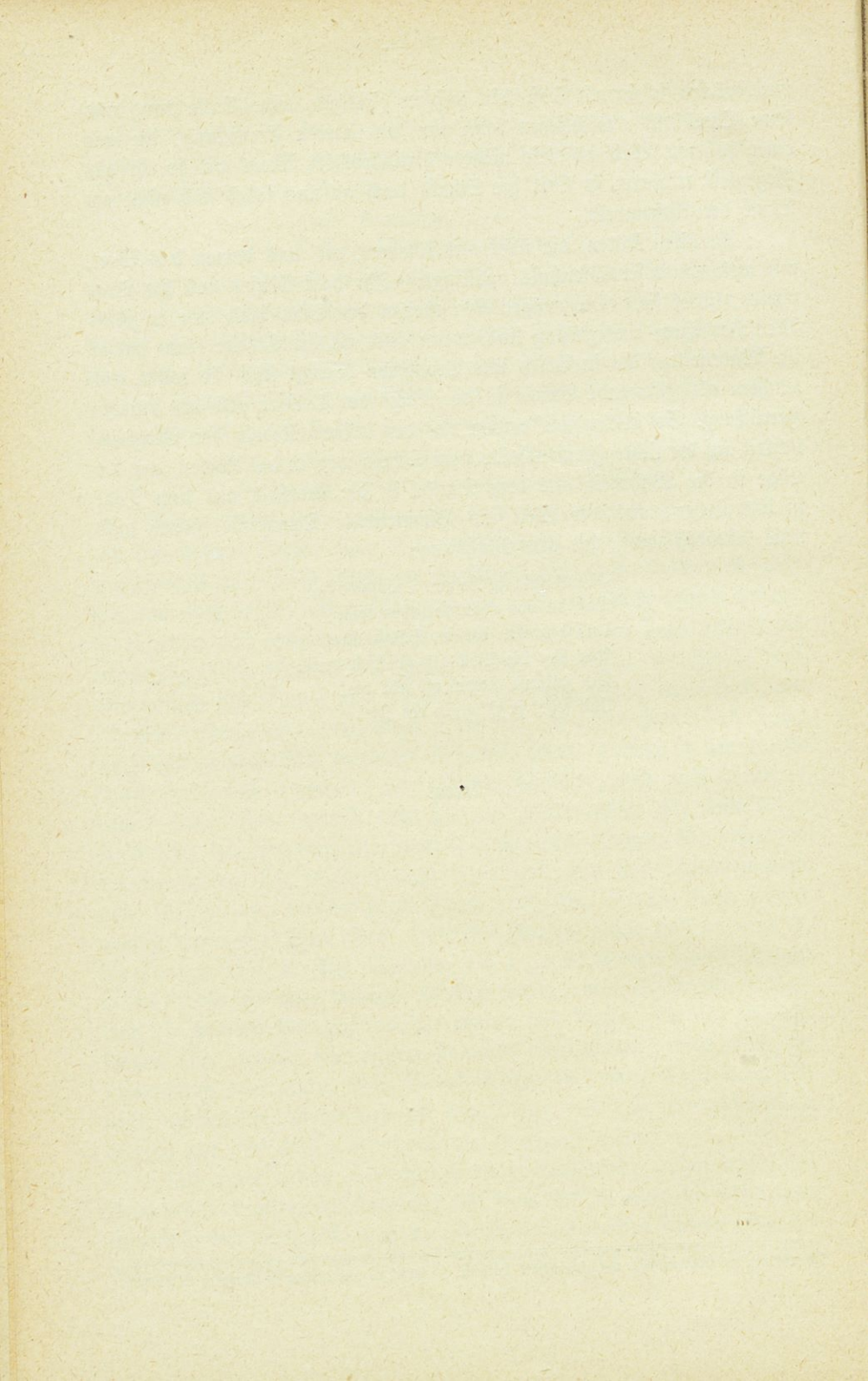
Und jener andere, in dessen Seele Himmelsfriede wohnt trotz allen Jammers und aller Erniedrigung! Ist seine Gestalt nicht die beste Verkörperung der Wahrheit, daß die Kräfte des Innern mächtiger sind als das Äußere, mag es in noch so furchtbarer Weise das Innenleben zu

unterdrücken scheinen? Daß kein äußerer Zustand, keine Entbehrung und keine Qual uns ausschließen kann von der inneren Erquickung, die aus einer höheren Welt in diese niedere herabströmt? Wenn wir so oft das Gegenteil erfahren, so liegt die Schuld doch an uns selbst und nicht am Druck der Außenwelt.

In allen Nöten, die über uns kommen, gilt uns darum das Wort, mit welchem unser Gleichniß ausklingt: «Ihr habt Moses und die Propheten, höret sie.» Die ewigen Wahrheiten der Sittlichkeit, die in jedes Menschen Herz eingegraben sind, wenn auch oft die Schrift kaum lesbar ist, Wahrheiten, die in Gesetz und Propheten bezeugt sind, sie sollen uns leuchten als glänzende Sterne in der Nacht der Trübsal und der inneren Zerrüttung. So blicken wir empor aus den trüben Nebeln der Vergänglichkeit auf die lichte Himmelsfeste, vom Schein weg in das Wesen, aus der Lüge in die Wahrheit, aus dem Dunkel in die Klarheit, aus dem Tode in das Leben, aus der Welt ins Himmelreich. Damit sie immer aufs neue lebendig werde die alte Mahnung:

«Denk nicht in deiner Trübsalshitz,
Daß du von Gott verlassen seist,
Und daß ihm der im Schoße sitze,
Den hier die Welt als glücklich preist.
Die Zukunft ändert oft sehr viel
Und setzet je gleichem ein Ziel.»

Amen.



„Betet ohne Unterlaß!“

(1. Thessalonicher 5, 17.)

Predigt

am 13. Oktober 1907 gehalten in der evang. Kirche in Laibach

von Pfarrer Dr. D. Hegemann.

Die Lehre des Amerikaners Ralph Waldo Trine ist die, daß der Gedanke die eigentlich herrschende Macht unsres Lebens ist. «Nicht in den sichtbaren Tatsachen unsrer Berufswahl, unsrer Verheiratung, unsres Eintrittes in ein Amt und Ähnlichem sind die großen Wendepunkte unsres Lebens zu finden, sondern in einem stillen Gedanken, der uns kam, wie wir auf unsrem Wege dahingingen, in einem Gedanken, der unsre ganze Lebensweise prüft und sagt: 'So hast du getan, aber es wäre besser so.' Und alle unsre späteren Jahre sind ihm untertan und folgen ihm wie Diener und führen nach ihrem Vermögen seinen Willen aus.»

Nichts gleicht an unwandelnder Kraft der stillwirkenden Gedankenarbeit, die Zelle an Zelle unsres Seelenlebens ansetzt und damit Lebensrichtungen schafft, deren aufbauende und erneuernde oder zerstörende Kraft zuletzt auch äußerlich offenbar werden muß.

Wenn wir das anerkennen und ferner die Möglichkeit der Beeinflussung unsres Gedankenlebens durch bewusste Geistestätigkeit zugeben, dann ist uns damit eine Waffe gegeben, mit der wir zum Guten oder Schlimmen das Allergrößte ausrichten können. Die kühnsten Verheißungen Jesu Christi, an die wir wohl nie ernstlich geglaubt haben, rücken damit herab in das Gebiet einfacher, nüchterner Erfahrung. «So ihr Glauben habt als ein Senfkorn, so möget ihr sagen zu diesem Berge: Hebe dich von hinnen dorthin, so wird er sich heben, und euch wird nichts unmöglich sein.» Oder: «So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er es euch geben.»

Es sind Vertreter des praktischen Volkes der Amerikaner, Emerson, Trine u. a., welche diesen höchstgesteigerten Idealismus überzeugend gelehrt haben. Noch scheint unsre Zeit für diese Gedanken nicht reif zu sein,

auch in den kleinen Kreisen, die für Religion zugänglich sind. Im Grunde kann freilich niemand die ungeheure Bedeutung der Gedankenübertragung leugnen, um nur an das Beispiel zu erinnern, daß der junge General Bonaparte durch sein bloßes Erscheinen im Pestspital zu Saffa die Macht der Seuche brechen konnte, daß so oft der Blick einer willensstarken Persönlichkeit Menschen zu den außergewöhnlichsten Leistungen entflammte. Es handelt sich eigentlich nur darum, daß die Macht des Gedankens, die als Ausnahmefall von jedem zugestanden werden muß, als Gegenstand tagtäglicher Erfahrung und Benutzung anerkannt werden soll. Wer dafür eintritt, dem wird wohl die Antwort zuteil, wie sie mir zuteil geworden ist: eine solche Methode bedeute nichts anderes, als die jesuitischen Gebets-
exerzitien in anderer Form einführen wollen. Diese Antwort beweist, daß wenigstens der Kern der Sache verstanden worden ist. Und sie ist im Grunde die beste Rechtfertigung des Versuches, den wir anstellen möchten. Denn gibt es etwas, was unserm Geiste größeres Staunen einflößen könnte, als die Willensstat, welche die Jesuiten vollbracht haben? Einige spanische Studenten, die durch die Kraft ihres eisernen Willens, vermittelt der von ihrem Führer ersonnenen Methode der Willenslenkung und Willensübertragung, eine halbe Welt umgewandelt, auf Jahrhunderte ihre Hand gelegt haben wie auf Wachs. Gewiß, es geschah das im Dienste der Finsternis und der Knechtschaft. Aber hebt denn irgendwann der Mißbrauch den rechten Gebrauch einer Sache auf? Sollte es nicht möglich sein, im Dienste des Lichts und der Freiheit zum Heil der Welt dieselbe Kraft, den Willen zu lenken, nutzbar zu machen, die in der Hand der Jesuiten so großes Unheil gestiftet hat?

Wir wollen darum versuchen, jene Methode der Selbstbeeinflussung, jene moderne Erfassung des alten Mittels «Gebet», die im Grunde die wichtigste Aufgabe unsrer Zeit ist, uns klar zu machen.

Nehmen wir als Beispiel irgend eine Maschine. Wir wissen es alle, daß wir keine Maschine, sei es auch welcher Gattung immer, benutzen können, ohne sie nach dem Gebrauch durch Reinigung und Bedienung instand zu setzen. Jeder kunstvolle Organismus bedarf einer unaufhörlichen Pflege, um arbeiten zu können. Die kunstvollste Maschine aber ist unser Leib, ein Organismus, in dem die mannigfachsten Funktionen zur Erreichung eines Zwecks, nämlich der Erhaltung unsres Lebens, zusammenwirken. Wie unständlich ist Pflege und Unterhalt des Leibes. Wollten wir nur einen einzigen Tag diese Pflege unterlassen, so wären tiefgreifende Störungen die Folge. Je höher die Ansprüche der fortschreitenden Kultur an uns werden, um so allgemeiner wird sich gewiß die Erkenntnis verbreiten, daß wir durch methodische Abhärtung und Gewöhnung unsern

Leib gegen die zerstörenden Wirkungen dieser Kultur stählen müssen. Was früher unbewußt geschah infolge naturgemäßerer Lebensbedingungen, wird mehr und mehr bewußt und absichtlich geschehen müssen.

Ist aber nicht das seelische Leben des Menschen ein noch kunstvollerer Organismus als sein leibliches Leben? Hier greifen die mannigfachsten Kräfte des Bewußten und des Unbewußten ineinander, die verschiedenartigsten Einflüsse aus Vergangenheit und Gegenwart, aus Nähe und Ferne kreuzen sich in diesem geheimnisvollen Kraftzentrum. Und doch gibt es unzählige Menschen, die für ihre Seele keine Sorge nötig zu haben glauben. Ihr Seelenleben lassen sie wuchern wie einen verwilderten Garten, in welchem niemals gepflanzt, nie Unkraut ausgerottet, ja in den noch achtlos verpestender Unrat hineingeworfen wird. Oder ist es etwas anderes, wenn die meisten ganz unbesorgt den schlechten Einflüssen der Lektüre, der Vergnügungen, der Geselligkeit Einlaß in ihr Seelenleben gewähren, ohne zu bedenken, daß sie die Quelle aller ihrer geistigen und leiblichen Wohlfahrt vergiften, wenn sie ihre Seele vergiften lassen?

Sollte denn nicht doch einmal die Erkenntnis allmählich aufdämmern, daß auch der kunstvollste Organismus, den wir kennen, unser Seelenleben, der Pflege bedarf? Das aber würde uns die Pflicht auferlegen, auf Mittel zu sinnen, um die in unserm Seelenleben verborgenen Kräfte zu erhalten und immer mehr zu steigern. Nur so wird es gelingen, in das noch immer fast unentdeckte Land seelischer Gesundheit und seelischer Kraftentfaltung einzudringen.

In jener Botschaft vom Übermenschen ist doch gewiß das eine tiefe Wahrheit, was Nietzsche verkündet: «Tausend Pfade gibt es, die nie noch gegangen sind, tausend Gesundheiten und verborgene Eilande des Lebens. Uner schöpft und unentdeckt ist immer noch Mensch und Menschenerde.» «Wahrlich, eine Stätte der Genesung soll noch die Erde werden. Und schon liegt ein neuer Geruch um sie, ein heilbringender — und eine neue Hoffnung.» Wahrhaft hinreißend ist es, wenn er redet von seiner Sehnsucht nach jenen Zukunftsmöglichkeiten: «So liebe ich allein noch meiner Kinder Land, das unentdeckte, im fernsten Meere; nach ihm heiße ich meine Segel suchen und suchen.» (Zarathustra.)

Ein jeder von uns hat es in seiner Macht, in einem Reiche, in dem er unumschränkt gebieten kann, wenn er nur ernstlich und anhaltend will, diesem Zukunftslande Boden zu gewinnen. Dies ist der Bereich unsres eigenen Seelenlebens.

Setzt, wenn wir uns selbst prüfen, wie jener mannhafteste Dichter unsrer Tage (Fontane), heißt es bei uns:

«Ich bin ein unglücklich Rohr:
Gefühle und Gedanken
Seh rechts und links, zurück und vor
In jedem Wind ich wanken.»

Wäre es denn möglich, daß wir nicht für immer Sklaven quälender und knechtender Gedankenrichtungen, entwürdigender und schädigender Gewohnheiten, zerstörender Ausbrüche unsres Temperaments bleiben müssen? Wäre es möglich, der Erde Schönheit zu genießen — und nur die willenlose Betrachtung läßt uns wirklich genießen — und dabei doch frei würden von der Sklaverei des blinden Willens, des «dunklen Despoten», die uns tief elend macht? Wäre es möglich, daß wir, statt beherrscht zu werden von dunklen Seelenregungen, vielmehr die gesammelte Seelenkraft so sicher lenken könnten, wie der Steuermann mit sicherer Hand sein Schiff neuen Welten zulenkt?

Möglich wäre es, wenn es uns möglich wäre, über uns selbst und die eigene Unreinheit hinauszukommen, indem wir eintauchen in Lebensfluten, in denen der trübe Strom unsres Lebens zu kristallheller Klarheit sich läutert, wie es Nietzsche meint: «Wahrlich, ein schmutziger Strom ist der Mensch. Man muß schon ein Meer sein, um einen schmutzigen Strom aufnehmen zu können, ohne unrein zu werden.»

Was ist es denn andres, als Beten, was nottut? Eintauchen in das Leben der Unendlichkeit, um das eigene kleine Leben zu läutern. Beten — sich in Kontakt versetzen mit dem großen Kraftzentrum, das der Erscheinungswelt zugrunde liegt, denn alle Erscheinung ist doch Ausdruck eines verborgenen Wesens. Jeder Blick in die unendlichen Himmelsräume überzeugt uns, daß wir Teile sind einer Unendlichkeit, die wir uns nur deutlich vor Augen zu stellen haben, um zu erkennen, wie oft wir Kleines überschätzen, Wertloses für wichtig halten.

Gewiß, nichts ist heute so verachtet, wie das Beten. Fast kein Ausdruck so herabwürdigend wie Betbruder oder Betschwester! Und mit nur allzu gutem Grunde! Was ist Gebet so oft anders, als gedankenloses Hersagen überlieferter Formeln, ein Tun, das den Menschen entwürdigt, weil es ihn geistesdumpf und tatlos macht. Es bleibt noch das Gebet, so scheint es, wenn alle andern Türen versperrt sind, als Verzweiflungsaß des Hilflosen, als Zeitvertreib des Gedankenlosen, als leeres Spiel des sittlich Entnervten.

Ist es ein Wunder, wenn man solches Beten gründlich verachtet? Ist es ein Wunder, daß immer mehr die innerlich längst geringgeschätzte leere Form auch äußerlich verworfen wird?

Und doch gibt es in unsern Tagen auch schon Tausende, die etwas ahnen von der wahren Bedeutung des Gebets. Von einem, der unsern kirchlichen Betätigungen recht ferne steht, erhielt ich einen Brief, der Pessimismus und Zweifel als die eigentlichen Feinde der Seele hinstellt. Die daran leiden, meint er, «gebrauchen die Kräfte, die ihnen zu Gebote stehen, zum Zerstörungswerk an sich selbst — denn der Zweifel ist ein Zerstörer. Wer festen Ankergrund zuerst in seiner Seele gefunden habe, der werde dann eine sichere, leuchtende Bahn ziehen.»

Ein solches Wort erscheint mir wie eine Schwalbe, die dem kommenden Lenz voranzieht, Botschaft einer neuen Zeit, die einmal so ganz anders urteilen wird über Zweifel, Glaube, Gebet, Gott und Ewigkeit, als es heute so viele der Besten tun.

Seit Jahrhunderten hat man den Zweifel gefeiert als den großen Befreier, von dem aller Fortschritt der Menschheit ausgegangen ist. Alle Geistesgrößen, alle tiefen Denker waren Rezer, Zweifler. Sie setzten an Stelle überlieferter Sägung die Wahrheit der eigenen Brust, um Bahn zu machen im Moder und Wust der Vergangenheit, der dem Zukunftsleben den Raum sperrt.

Heute können «die Frostlawinen alter Lügen des Frühlings Nacht und Leben» nicht mehr ernstlich den Raum sperren, nun beginnen allmählich einzelne es zu erkennen, daß der Zweifel eine zweischneidige Waffe ist, die auch unendlich viel Schaden stiftet. Als Erkenntnismethode, als Prüfungsmittel, um das Überlieferte von allen Seiten zu beleuchten, ist der Zweifel eine Segensmacht. Aber als Störung eines klaren, einheitlichen Lebensgefühls, als Zerstörer praktischer Lebenswerte ist der Zweifel das Verhängnis müder, kraftloser Zeiten und Menschen. Auf diesen Zweifel trifft das Wort des Neuen Testaments zu: «Wer da zweifelt, der ist gleich wie die Meereswoge, die vom Winde getrieben und geweht wird.» (Jak. 1, 6.) Der Nußschale, die von empörten Wogen umhergeschleudert und zuletzt an Klippen zerschellt wird, gleicht eines Zweiflers Seele.

Wo man die Zweifel noch immer als das Höchste preist, da versteht man nicht das Wort jenes nordischen Dichters (Bjbsen), der eine Zweiflernatur war wie wenige:

«Leben heißt, dunkler Gewalten
Spuk bekämpfen in sich.»

Schöpferisch dem Chaos um uns und in uns feste, sicher in sich ruhende Gebilde abringen, etwas, was nur gelingen kann durch klare, einheitliche Lebensempfindung, das erst heißt wahrhaft leben. Und wo man so zu leben trachtet, da wird man wieder Verständnis für das Gebet

bekommen. Denn was ist ein solches Leben andres, als ein beständiges Gebet, weil es ein Leben ist, das fest verankert ist auf dem ewigen Grunde des Seins, eingestellt auf die letzten Ziele und Aufgaben, die uns gestellt sind.

So gewinnt die Lösung des Paulus: «Betet ohne Unterlaß!» für uns moderne Menschen eine ganz neue vertiefte Bedeutung. Was uns zunächst als der größte Widerspruch erscheinen will, wird gerade für uns, von unserm Gottesgedanken und unsrer Welterschaffung aus, mit neuem Sinn erfüllt. Das Wort ladet uns ein, das, was wir errungen haben, wirklich zu erwerben, um es zu besitzen. Wir haben errungen eine ganz andre Weltbeherrschung, als jemals Menschen früher, wir haben äußerlich die größte Veränderung durchgemacht, die jemals in einem kurzen Zeitraum erreicht wurde. Die Kulturmenscheit unsrer Tage ist dem Manne zu vergleichen, der aus der Dunkelheit plötzlich in einen hellerleuchteten Saal eingetreten ist und, zunächst geblendet, sich nur unbeholfen zurechtfindet. So sind wir alle geblendet von der Überfülle technischer Umwälzungen und Fortschritte, die uns in wenigen Jahrzehnten beschieden waren. Wir alle sind geneigt, das Errungene zunächst zu überschätzen, allen Lebenswert in diese äußeren Erfolge zu setzen, so daß wir in ihnen einen Zweck statt ein Mittel erkennen. Die höchste Bedeutung aber, die wir diesen unendlich segensreichen Erfolgen beimessen dürften, wäre doch die, wenn wir sie als Mittel für etwas noch Höheres erfassen könnten.

Und das ist es doch, worauf sich die tiefste Sehnsucht unsrer Zeit richtet. Je mehr das unendlich mannigfaltige Räderwerk neuzeitlicher Kultur nach allen Seiten hin sich ausgestaltet, um so mehr muß sich doch die Frage aufdrängen: Wozu denn das alles? Wenn wirklich nur blinde Kräfte hier sinnlos walten, dann wäre es ja doch besser gewesen, wir wären in den einfachen Verhältnissen der Vergangenheit verblieben. Gerade unsere machtvoll aufstrebende Kultur legt uns immer brennender die Frage nahe, wo denn der feste Mittelpunkt zu finden ist, von dem aus diesem immer verwickelter sich gestaltenden Leben Bedeutung und Wert zufließt?

Diesen Mittelpunkt suchen und finden wir im Gebet. «Betet ohne Unterlaß!» sagt der Apostel. Er kann gewiß nicht gemeint haben, daß wir alle andern Pflichten hintansetzen sollen, um tatlos der Betrachtung zu leben. Seine Meinung ist die, daß durch alles Denken und Tun hindurchklingen soll ein Unterton, der uns an den höchsten Lebenswert erinnert, damit wir nicht verzweifeln im Mißgeschick und im Erfolg uns nicht überheben. Denken wir an einen mutigen Durchquerer eines unerforschten Weltteils, der durch Urwalddickichte und Moräste seinem fernen

Ziele entgegenzieht. Gewiß wird er die vor ihm liegenden Hindernisse nicht leicht nehmen, er wird alle Kraft einsetzen, sie zu bezwingen. Aber indem er mutig mit allen Gefahren den Kampf aufnimmt, verliert er doch nie das letzte Ziel aus den Augen, wie wäre er sonst ein Durchquerer, ein Erforscher? Nein, dieses Endziel bildet den Untergrund, von dem alles Mühen und Leiden sich abhebt, es ist die tragende Kraft, die den Ermatteten vorwärts treibt.

Sollte es nicht ähnlich im Leben eines jeden von uns sein können, daß wir unser Tageswerk tun mit unsrer besten Kraft, aber unser Tageswerk dennoch immer völliger einzuordnen wissen dem höchsten Ziel, von dem das Leiden und Mühen gerechtfertigt wird, jenem Lebenswert, dessen wir mehr und mehr in allen Schicksalsproben bewußt und froh werden, einem Wert, den wir nicht außer uns, sondern in uns finden?

Um dahin zu gelangen, werden wir allerdings auch Stunden der Betrachtung, der völligen Konzentration auf unsre höchste Bestimmung, der ernststen Selbstbesinnung, der Gedankenvertiefung, der inneren Kräftigung uns sichern müssen. Wir werden uns darin einer anhaltenden Gewöhnung und ernststen Schulung unterwerfen müssen. Welche Stunden wären dazu geeigneter, als die ersten Morgenstunden, da der Spiegel der Seele den Glanz einer höheren Welt noch ungetrübt wiedergibt, da von dem noch unentweiheten Altar unsres Herzens ein heiliges Rauchopfer aufsteigt?

Dazu haben die wenigsten Zeit. Aber wenn wir erwägen, daß oft durch ein einziges unbedachtes Wort ganze Menschenchicksale vergiftet werden, daß durch eine einzige unüberlegte Handlung das Gedeihen eines Geschäftes, die Wohlfahrt vieler zertrümmert, durch eine verkehrte Geistesrichtung so oft die heiligsten Familienbände zerrissen werden, dann sollten wir uns überzeugen, wie wichtig es wäre, den entscheidenden Regulator dieser so wichtigen Seelenvorgänge immer besser in unsre Gewalt zu bekommen. Kann das wirklich Zeitverschwendung genannt werden, was uns die Herrschaft sichert über das Seelenleben, von dem doch alle Wohlfahrt zuletzt abhängt? Dann wäre es auch Zeitverschwendung, wenn ein Mensch, um seine Gesundheit wieder zu erlangen, keine Kosten und Zeitverschömmnis scheut, weil er weiß, daß die Gesundheit die notwendige Voraussetzung aller seiner Arbeit ist.

R. W. Trine führt das Beispiel einer Dame an, die sich über einen vielbeschäftigten Mann nicht genug wundern konnte, der täglich Stunden der Betrachtung widme und doch noch Zeit finde für seine mannigfachen Berufsgeschäfte. Trine meint, daß jene Dame es ganz verkannt habe, daß jener Mann nicht trotz, sondern gerade wegen dieser täglichen Ber-

tiefung in sein Inneres so leistungsfähig für das verwirrende Vielerlei seiner Berufsgeschäfte sei. Eine sehr komplizierte Maschine — und das ist doch unser Seelenleben — wird ja doch nicht dadurch am besten ausgenützt, daß sie jede einzelne Stunde arbeitet, unbekümmert darum, ob das Räderwerk in Unordnung kommt, sondern vielmehr dadurch, daß sie, wenn auch mit scheinbarer Zeitverschwendung, ausgiebig kontrolliert und durchgesehen wird, um dann um so zuverlässiger und ausgiebiger und länger arbeiten zu können. Wie ganz anders würden wir alle im verwirrenden Lebensgewühl uns zurechtfinden können, wenn wir innerlich ganz fest und ganz stille zu werden trachteten. —

Es ist eine scheinbar fast unerfüllbare Leistung, die wir von der ganzen Menschheit erwarten. Noch befinden wir uns erst im Kindergarten des Lebens, in dem wir uns auf das große volle Leben, das uns erwartet, erst vorbereiten. Aber auch die eigentliche Lebensaufgabe wird dereinst gelernt werden. Es sollte uns nicht schwer fallen, das zuversichtlich zu glauben, wenn wir etwas von dem erfaßt haben, was in dem Worte liegt: «Viribus unitis.» Mit vereinten Kräften.

Jene Worte aus dem Schluß von Goethes Faust:

«Laßt uns läuten, knien, beten
Und dem alten Gott vertrauen,»

sollten sie nicht doch noch einmal eine ganz neue Bedeutung für ein kommendes Geschlecht gewinnen, ein Geschlecht, das es wieder erfährt:

«O der wunderbaren Macht
Von der Frommen Beten!
Ohne sie wird nichts vollbracht,
So in Freud' als Nöten.»

A m e n.

Unsre Schuld und unsre Schuldiger.

Predigt, am 20. Oktober 1907

in der evangel. Christuskirche in Laibach

gehalten von Pfarrer Dr. D. Hegemann.

Text: Das Gleichnis vom Schalksknecht.

Matth. 18, 23 — 35.

Alle Religion redet in Sinnbildern und Gleichnissen. Was wir tief innen im Herzen erfahren, wir können es in Worte nicht kleiden, denn das beste Wort ist doch nur ein unvollkommenes Abbild des zugrunde liegenden Wertes. Das Wort ist zu allgemein, es besagt mehr als wir meinen, und es ist doch auch nur ein Ausschnitt aus der Erfahrung, die wir vermitteln möchten, und auch dieser Ausschnitt ist nicht erschöpfend, weil das, was in der Seele glühte, durch ein blasses Symbol nicht wiedergegeben werden kann. «Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen? Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die Seele nicht mehr.»

Jedes religiöse Gespräch lehrt es uns ja neu, wie schwer auf diesem Gebiete eine Verständigung ist, weil alle übersinnlichen Begriffe unendlich vieldeutig sind. Was ist Gott? Ein Wort, das für jeden einzelnen Menschen eine besondere Bedeutung hat: «Wie einer ist, so ist sein Gott.»

Schon die eine Tatsache, daß Jesus Gleichnisse wählte, um den tiefsten Sinn seiner Lehre zu verdeutlichen, weist uns darauf hin. Diese Gleichnisse sind Versuche, die zartesten, duftigsten Geheimnisse der Seele, ihre tiefsten Leiden und seligsten Freuden, ihre Verlorenheit und ihre Begnadigung zu schildern. Es muß sich dem Heiland aufgedrängt haben, daß das nicht unmittelbar möglich ist, nur «in farbigem Abglanz schauen wir dies Leben». Was aber dabei an Anschaulichkeit gewonnen wird, wird verloren an Bestimmtheit und Deutlichkeit.

Jesus faßt im Gleichnis vom Schalksknecht die eigentlich grundlegende Beziehung zwischen Gott und Mensch in ein Sinnbild. Er gibt ein inneres Gesicht wieder, das vor seiner Seele gestanden haben muß, wie der Mensch vor Gott niedersinkt, unfähig, die unendlich große Schuld zu bezahlen, die er zu zahlen verpflichtet ist, und doch auch unfähig, dem Mitmenschen die, vergleichsweise, unendlich kleine Schuld, die er selbst zu empfangen hat, zu erlassen. Es liegt im Wesen des Gleichnisses, daß hier Widersprechendes gelehrt wird. Wir haben ein Symbol, das nichts anderes besagt, als daß wir unser tiefstes, eigenstes Verhältnis zum Mitmenschen wie zu unsrer ewigen Bestimmung nicht als Rechtsverhältnis, d. h. als Schuld und Sühne, erfassen dürfen, daß vielmehr bei der Abmessung unsres eigentlichen Lebenswertes ein Verhältnis freier Gnade waltet, so daß wir, wenn auch verurteilt vor dem Richterstuhl des Sittengesetzes, nicht verurteilt sind in unserm wahren innern Wesen. Diese tiefe Wahrheit, die uns hier zur Betrachtung vorgelegt ist, ist nun aber doch wieder versinnlicht durch das Bild vom Gläubiger und Schuldner, also durch ein Rechtsverhältnis. Jesus wählte dies Bild, weil nur durch dieses Bild die Schwere der Verschuldung, die auf uns lastet, ins Licht treten kann. Der Inhalt aber, der in dieses Bild hineingelegt ist, sprengt den Rahmen, führt uns zuletzt auf die Erkenntnis, daß Gott nicht mit uns rechnet um unsrer Schuld willen, noch daß wir rechnen dürfen mit unserm Mitmenschen um ihrer Schulden willen.

Das heißt: Das Gleichnis ist ein Gleichnis! Im Wesen des Gleichnisses aber liegt es, daß «es hinkt», daß es nur eine Seite des Gegenstandes, den es klar machen soll, deutlich machen kann.

I.

Unser Gleichnis steht aber außerdem in einem tiefgreifenden Gegensatz zu unserm ganzen Gottesempfinden. Daß Gott aus freier Bewegung dem Menschen die Schuld erläßt, daß wir diesen Schulderlaß annehmen dürften als etwas außer uns Gegebenes, das erfahren wir nicht. Die Kirchenlehre behauptet es, und diese Kirchenlehre steht noch immer in allgemeiner Geltung, aber diejenigen, die das Erlebnis machen, um das es sich hier handelt, erleben in Wirklichkeit etwas anderes. In allen unsern religiösen Verkündigungen und Glaubenslehren tritt eben immer deutlicher der tiefe innere Zwiespalt zwischen äußerlich angenommener Form und tatsächlichem Wesen klaffend hervor. Unse Religion ist eine Musik, die sich ein Teil der Zeitgenossen vorspielen läßt, der viele noch immer gerne lauschen, die aber schon längst den wirklichen Schwingungen unsres Seelenlebens nicht mehr entspricht.

Und doch wird noch heute ein Erlebnis gemacht, und ich halte dies Erlebnis sogar für die eigentliche Grundtatsache unsres Lebens, ein Erlebnis, das dem entspricht, was Jesus hier im Gleichnis schildert.

Wir alle erfahren Lebenshemmungen, indem wir unsrer Schwäche, unsrer Unzulänglichkeit, unsrer Schranken und schlechten Anlagen qualvoll inne werden. Jede Erfahrung dieser Art hinterläßt einen Eindruck in unserm Gedächtnis, und ob wir wollen oder nicht, wir summieren unbewußt alle diese Mängel, die wir an uns wahrgenommen haben, wegen deren wir diese oder jene törichte Tat begangen haben. Wie mit eisernem Riegel sperrt uns diese angesammelte Masse von Mißerfolg den Weg zu einer erfolgreichen, glücklichen Zukunft. Das ist das Bild der Menschen, die von Sorge und Furcht beherrscht werden, und das sind gewiß die allermeisten.

Nun aber können wir die Erfahrung machen, um die es sich hier handelt. Es kommt über uns die Gewißheit, daß jeder neue Tag uns die vollgültige Gelegenheit gibt, etwas Großes zu schaffen und alles Vergangene gut zu machen. Dieser Tag, den du heute lebst, kann für dich der Tag der Rettung sein für jeden Schaden, wenn nur du willst. Kraft deiner Natur und deines Willens kannst du die furchtbarsten Übel, die dich bedrücken, beseitigen oder ihnen wenigstens den quälenden Stachel ausreißen. Es steigt in der Seele die Erkenntnis empor: Meinem innersten, meinem wirklichen Wesen nach bin ich nicht jener gehezte und herabgewürdigte Mensch, als der ich vor andern und vor mir selbst dastehe. Im Lichte einer höheren Erkenntnis bin ich ein Teil der ewigen Liebe. Diese Liebe verleiht mir Weisheit, diese Liebe gibt mir die Freude an der Erkenntnis des Wahren und Guten. Diese Liebe macht mich fähig, über die mich einengende Umgebung emporzuwachsen. Neue Freude, das Dasein zu leben, weil es ein für das Ganze unentbehrliches, höchst wertvolles Dasein ist, zieht ein. Wir erfassen die Bedeutung unsres Lebens, auch wenn es ein beschmutztes, von allen Seiten eingegrenztes, furchtbar belastetes Leben wäre. Mit einem Schlag wird durch dieses große schöpferische Erlebnis, das die Menschen in den allerverschiedensten religiösen oder philosophischen Formen machen können, das Dasein, das eben noch eine drückende Last, ein quälender Alp war, plötzlich zu einem hohen Geschenk, zu einer hehren Gottesgabe, die wir — begnadet von einer unerforschlichen, unergründeten Macht — dankbar empfangen. An dem Tage, wo du zum erstenmal diese neu belebende Empfindung erlebst, hast du zum erstenmal Gott erlebt. Denn was heißt Gott erleben? Es heißt, ihn inne werden als den verborgenen, alles

ersehenden, alles überwiegenden Lebenswert, als Freude und Mut, des Lebens Schlacht zu kämpfen. Gott ist nichts anderes als der «heilige Daseinswille».

Gerade das ist's, wie mir scheint, was Jesus im Gleichnis vom Schatzknecht uns lehren will: das oft so schwer belastete, tief entwertete Leben kann allezeit und überall zu vollem Lebenswert neu erhoben werden.

Gewiß ist das für unendlich viele eine Botschaft, die sie als ganz unglaublich beiseite schieben, zumeist nicht einmal anhören wollen und können. Zwar müßte eigentlich jeder bekennen, daß er die köstliche Lebensperle in den Staub getreten, daß er selbst sein Seelenleben tief entwürdigt hat. Aber wie soll sich aus diesem selben Leben ein Kleinod von unendlichem Wert und hoher Pracht gestalten, wie können wir jenen Gottesglauben wieder neu erfassen, der als unsres Menschendaseins Krone unser Leben mit lichtem Glanze erfüllt?

Und doch gibt es Mittel, um uns von dieser Möglichkeit zu überzeugen. Überall da, wo Kraftanspannung, Reibung eintritt, da entwickelt sich Kraft und Leben. Keine starke Anstrengung kann ohne Kraftergebnis bleiben. Unsrer Schuld aber gibt uns Gelegenheit zu solcher Anspannung, sie kann uns ein Mittel werden, mit Gott in Berührung zu treten, und insofern ist sie zu preisen. Der Mensch, der in der Tiefe sich befindet mit dem beschämenden Bewußtsein des eigenen Unwerts und nun aus dieser Tiefe zur Höhe des göttlichen Lebens emporsehnt und sich einen Mut faßt, emporzusteigen, erlebt eine spannungsvolle, tief erregende innere Geschichte, in der Kräfte ausgelöst werden, die ihn mit mächtiger Schwinge emportragen.

Dem Glücklichen, dem äußerlich und innerlich harmonischen Menschen, wird niemals die volle Bedeutung des Gottesglaubens als Überwindung eines die Tiefen der Seele aufreißenden Zwiespalts aufgehen. Ihm ist der Kampf erspart, aber damit auch der Triumph, es fehlt seinem Bekenntnis die schmerzliche Leidenschaft und darum die Kraft und Tiefe, weil sein Gottesbekenntnis im Grunde eine Selbstverständlichkeit ist.

Sobald wir dies verstanden haben, so müssen wir erkennen, daß uns durch große Charakterschwierigkeiten, durch schlechte Anlagen und widrige Umstände gewiß ganz besondere Hemmnisse in den Weg gelegt sind, bis wir Gottes inne werden, aber gerade damit auch eine besondere Verheißung, daß wir einen um so herrlicheren Sieg erkämpfen werden.

Darum sollten wir mit felsenfestem Vertrauen unser eigenes Leben und das aller andern, auch der Verlorensten und Elendesten, daraufhin ansehen, daß jedes einzelne Leben befähigt ist, das Gefäß einer unendlichen Beseeligung zu werden, jeder einzelne berufen, mit erhobenem Haupte, mit eisernem, unbeugsamem Willen eine Welt sich zu erringen, die voll Schönheit und Gnade ist. Mögen finstre Dämonen unsrer Vergangenheit drohend ihr Haupt emporrecken, sie haben nicht Macht, uns den Zugang zu «den tausend Quellen neben dem Durstenden in der Wüste» zu sperren. Das Furchtbarste selbst, was andre an dir gesündigt und du selbst gefehlt, es kann dennoch ein heiliger Segen werden, der dich nur um so tiefer in die Erkenntnis der göttlichen Liebesmacht wird führen, einer Liebesmacht, der es nicht zu tun ist um deine Würdigkeit, sondern allein um deine Empfänglichkeit. Oder um es zu fassen mit Gedanken jenes Weisen von Sils-Maria: Du vermagst «Recht dir zu nehmen zu neuen Werten», weil du aus dem Knechte ein Kind wardst, ein Kind, wie es Nießliche beschreibt: «Unschuld ist das Kind und Vergessen, ein Neubeginnen, ein Spiel, ein aus sich rollendes Rad, eine erste Bewegung, ein heiliges Tasagen. Ja, zum Spiele des Schaffens, meine Brüder, bedarf es eines heiligen Tasagens: seinen Willen will nun der Geist, seine Welt gewinnt sich der Weltverlorene.» —

Es sind das alles ganz andere Gedankenbahnen, Wege, die wir uns heute noch durch Urwälder von Vorurteilen suchen müssen, als die Wege kirchlicher Verkündigung. Dennoch Wege, die wir suchen müssen, damit endlich das religiöse Erleben mit der religiösen Lehre wieder zusammenstimme. Es handelt sich um die Ausöhnung des ungeheuern Widerspruches, daß Gott gerecht ist und dennoch die Sünde vergibt. Daß der Mensch das erntet, was er gesät, und daß er dennoch unendliche Gnade jeden Tag aufs neue erfahren darf. Die alte Kirchenlehre des Christentums hat diesen Widerspruch zu lösen versucht mit der Lehre von der stellvertretenden Genugthuung des Sohnes Gottes, der mit seinem Blute den Zorn Gottes versöhnte, so daß Gott nun verzeihen kann. Es war dies ein Versuch, klar zu machen, warum die Heiligkeit Gottes ihn nicht hindert, in völlig schrankenloser Liebe sich auch zu dem Verworfensten herabzuneigen, warum es heißt:

«Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder,
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.»

Wir können das uralte Geheimnis so nicht mehr fassen. Wir fassen es, indem wir uns die Tatsache klar machen: Es wohnt im Geiste des

Menschen die gewaltigste aller Kräfte — der Gedanke. Wer die Bedeutung des Gedankens erkannt hat, blickt voll Vertrauen in die Zukunft und auch die qualvollste Vergangenheit hat jeden Schrecken für ihn verloren.

Und diese Anschauung, was ist sie denn anderes als die Jesuslehre, daß wir Kinder Gottes sind, die als solche jeder Verkettung von Schuld und Sühne entronnen sind? Als Träger des Gedankens sind wir Teile des ewigen Weltengeistes, der frei und schöpferisch sich jederzeit auf uns hernieder senken kann, um mit feuriger Lohe alle Schlacken menschlicher Unvollkommenheit zu verzehren. Damit kehren wir immer wieder zurück zur schlichten Kinderlehre Jesu: «Vater, vergib uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern», zu jener Lehre, die in unserm Gleichnis zu einer leuchtenden Blüte sich entfaltet. Es ist in ihr die Lehre erschlossen: Willst du wirkliches Menschentum dir erwerben, so fasse beides in eines, was der Heiland zusammenschloß, der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich. Die weiche Stimmung, in der wir unsres Sündenelends eingedenk bleiben, um frei zu bleiben von allem Hochmut und aller Selbstüberhebung, weil wir als arme Schächer uns fühlen, als Ton in des Töpfers Hand, der mit Recht verworfen werden könnte; weil wir nur in solcher Demut frei werden von all dem erbitternden Gezänk, der Rechthaberei und Kleinlichkeit, die das Leben der Menschen vergiften. Und dann doch wieder die Kraft, einer Welt der Widerstände uns entgegenzustellen kraft der Majestät unsrer Geisteswürde, die auch im Bettlergewande sich enthüllt, wenn wir sie nur geltend machen. Wird so die Sündenvergebung erfaßt und erfahren, dann erhält Martin Luthers Wort aus dem kleinen Katechismus eine ganz neue, unendliche Bedeutung: «Wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit.» Nur wo Sündenvergebung ist, wo das Leben nicht mehr gelebt wird aus der eigenen kleinen Kraft heraus, sondern von Gottes Gnaden, zerbrochen in sich, gefestigt aus höherer Macht, nur da ist Leben, so reich, so groß, daß es als Seligkeit beschrieben werden muß, weil es über alles Glück ist.

II.

Es ist Leben und Seligkeit, weil ein solches Menschentum, wie es hier beschrieben ist, auch unser Verhältnis zu andern Menschen völlig wandelt.

Du sollst deinen Freund lieben und deinen Feind hassen, das war «die Tafel der Überwindung», die seit Jahrtausenden das Menschenvolk über sich hängte und die noch jetzt als der Pflichten höchste anerkannt

ist. Es war ein Hohes, als die Menschen aus tierischen Zuständen zu der lichten Erkenntnis sich emporrangen, daß es höchste Pflicht sei, Gutes zu schirmen, Böses auszurotten, dem Freunde die Brust, dem Feinde mutig die Stirne zu bieten. Alles, was an Mannhaftigkeit und Heldentum auf Erden erblüht ist, das liegt beschlossen in dieser Tafel: den Freund zu lieben und den Feind zu hassen.

Doch es kam Jesus von Nazareth! Er gab den Menschen neue Waffen! Zwar heißt es:

«Sie sagen, du wärst als Lamm verstummt,
Wehrlos verblutet unter ihrem Hohn?»

Doch in Wahrheit brachte er Waffen, erfolgreicher als die alten:

«Als sie hörten, wie du für sie batest,
Dein Köcheln bat: Vater, vergib du ihnen!»,
Da schlug das Volk sich heulend an die Brust
Und floh von Golgatha — — du wehrtest dich!»

Er wehrte sich, doch nicht, indem er Böses mit Bösem vergalt, sondern indem er das Böse überwand mit Gutem und lehrte: «Liebet eure Feinde», weil Haß nur durch Liebe ausgetilgt werden kann.

Und so ist es der tiefste Sinn seiner Lehre, daß wir unsern Schuldigern vergeben, gleichwie unsre Schulden vergeben sind. Die höchste Pflicht des Christentums, die aber dann erst recht verstanden und geübt werden wird, wenn wir erkennen, diese höchste Pflicht sei unser seligstes Recht.

In ewigem Zwiespalt werden wir liegen und Haß wird immer neuen Haß erwecken, bis wir einmal erkannt haben, es ist ja gar nicht unsre Pflicht zu hassen, und indem wir hassen, vernichten wir uns selbst. Das gilt nicht in irgend einer überweltlichen Beziehung, sondern an unserm sichtbaren Körper. Es ist erwiesen, daß Haß und Zorn Gifte im menschlichen Körper erzeugen, die die Gewebe zerstören und früh altern machen. Jeder Gedanke der Lieblosigkeit ist eine zerstörende Macht an andern, aber auch an uns selbst. Das wirklich zu erfahren, daß wir allen Groll und Zorn fahren lassen dürfen, daß wir vergangen sein lassen dürfen, was vergangen ist, indem wir urteilen, aber niemals verurteilen, das wäre in Wahrheit das seligste Recht, das uns beschieden ist.

Und wenn vor kurzem geschrieben wurde: Alle Tugenden des Christentums hätten die Germanen angenommen, nur mit Recht die eine

nicht: «Liebet eure Feinde!», so beweist das, daß das wahre Wesen der Lehre Jesu noch nicht begriffen ward. Höchste Mannhaftigkeit und höchste Freiheit hätten wir dann erst erreicht, wenn wir frei würden von allem Haß und aller Wiedervergeltung. So erst lebten wir ein Dasein frei vom Knechtsinn, denn alles Knechtsein ruht auf einem Schuldverhältnis der Vergangenheit. Wir lebten dann als Kinder, die aus dem freien Liebesverhältnis der Gegenwart heraus ihr Leben führen. Wie wir selbst aus dem tiefsten Seelenrunde heraus unser Leben täglich neu erschaffen und uns nicht beirren lassen durch Mängel der Vergangenheit, so würden wir dann auch dem Mitmenschen die gleiche Vollmacht ausstellen, frei von Schuld und frei von Schuldigern.

A m e n.

Die Sorge.

Predigt, am 5. Jänner 1908 gehalten in Laibach

von Pfarrer Dr. D. Hegemann.

«Sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe.» Matthäus 6, 34.

Ein Mensch stand am Meeresstrande, sich damit zu vergnügen, aus einem Säcklein kleine Dinger zu nehmen, um zu sehen, wie weit er sie ins Meer werfen könne und wie sie dann das Wasser bewegten. Als er eben die letzten werfen wollte, trat ein anderer hinzu und sagte: «Was wirfst du da? Zeige mir's! — Du Narr, das sind ja Perlen, wertvolle Perlen! Und die konntest du achtlos und leichtsinnig fortschleudern?! Du hast ein Vermögen weggeworfen!»

Wie rauste sich der Mann die Haare, daß er um achtlosen Spieles willen seinen höchsten Schatz weggeworfen hatte! Und doch, wie viel besser, wenn er, statt über den Verlust zu klagen, die Perlen, die ihm noch geblieben waren, wenigstens verwertete, um sich ein Vermögen zu verschaffen.

Dein und mein Bild ist das, was diese Geschichte uns vorhält. Unsrer vergangenen Jahre sind die Perlen, die wir besaßen und oft so achtlos wegwarfen, ohne zu ahnen, welcher Schatz uns mit ihnen gegeben war. Wie es jener Weise Amerikas ausdrückt: «Die Tage sind immer göttlich. Sie sind von der geringsten Präension und von der größten Fähigkeit unter allem, was lebt und ist. Sie kommen und gehen wie verummte und verschleierte Gestalten, aus fernem Freundesland gesandt, aber sie sagen nichts, und wenn wir die Gaben nicht benutzen, die sie bringen, so tragen sie sie ebenso schweigend wieder fort.» —

Welch unendlicher Inhalt liegt in jedem Jahr, in jedem Tag! Aber wie viel besser, wenn wir, statt über den Verlust zu klagen, die Perlen, die uns geblieben sind, verwerten, um den Inhalt, den sie uns bieten, uns anzueignen.

Aber sowie wir diese Aufgabe angreifen, erhebt sich vor uns die Sorge vor der Zukunft, die Furcht, die uns lähmt, als ob wir so wenig künftig wie in der Vergangenheit das hohe Ziel, das uns gesteckt ist, erreichen könnten, weshalb wir lieber gar nicht beginnen.

Nicht mit Unrecht wird gesagt: Der einzige Feind, vor dem wir uns zu fürchten haben, ist die Furcht oder, was dasselbe ist, die Sorge. Vielleicht gibt es nur einen Feind, der in ähnlicher Weise unsere Kraft zerstört, unser Bestes uns raubt: der Haß! die Feindseligkeit, die so oft das Leben verbittert und vergiftet, die unnötig die vorhandenen Gegensätze zuspitzt, ätzende Säure in die Wunden gießt, statt sie zu lindern und zu heilen. Aber ist nicht auch der Haß, der furchtbarste Zerstörer, ein Sohn der Furcht? Einen Menschen, von dem wir unter keinen Umständen mehr etwas zu fürchten haben, werden wir eher bemitleiden als hassen. Das Gefühl, das in unsrer Seele schlummert, Wiedervergeltung für unsern Haß fürchten zu müssen, das ist es, was die entscheidende Trennungswand aufrichtet zwischen den Menschen. Die Furcht, sie gebiert sie alle, jene geheimen Zerstörungsmächte, die fast unablässig an den Seelen nagen. Nervosität ist die älteste Tochter, jenes lastende Gefühl, den Aufgaben des Lebens nicht zu genügen und nicht genügen zu können. Neid, Mißgunst, Ärger, Reizbarkeit sind andere Nachkommen des entseßlichen Furchtgedankens, der noch niemand Nutzen gebracht hat, aber Schuld trägt am Scheitern von Tausenden und Abertausenden von Männern und Frauen, weil er ihre Energie lähmt, ihren Fortschritt hemmt, ihren Verstand schwächt und ihren Körper mit Krankheiten überschwemmt. Wo der Furchtgedanke weicht, ziehen Energie, Bestimmtheit, Mut, Vertrauen, Ausdauer, Geduld, Freudeigkeit, Würde, Sicherheit ein ins Herz. Dann halten wir keine Lebensaufgabe mehr für zu schwer, unser Glaube erstarrt, daß wir «willig werden zu unserm tiefsten Schmerze» und unsrer schwersten Prüfung, weil der eiserne Entschluß, den Sieg zu erringen, in uns erwacht ist. Und nur, wer dies erreicht, ist glücklich.

Darum sollten wir uns am Beginn des Lebensabschnittes eines neuen Jahres wie mit Hämmern in unsre Seele heften die große Heilandsmahnung: «Sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen.»

«Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe.» Wenn wir nur dies eine Wort von Jesus besäßen, es würde genügen, jenen Mißverstand in seinem Ungrund zu zeigen, als lehre Jesus ein tatloses, sorgloses Leben ohne alle Rücksicht auf den harten Daseinskampf des Diesseits. Wahrlich, seine Lehre, die uns zuruft: «Nehmet auf euch mein Joch», «Einer trage des andern Last», sie ist nicht eine

Ermunterung der Trägheit, sie fordert von uns, daß wir uns ehrlich mühen, den Schwierigkeiten des Lebens ins Auge zu sehen, um sie zu bemeistern. Gewiß, jenes Wort des großen deutschen Meisters, es ist voll Heilandsfinnes:

Und es sei ein heiliges Vermächtnis
Brüderlichem Wollen und Gedächtnis:
Schwerer Dienste tägliche Bewahrung,
Sonst bedarf es keiner Offenbarung.

Jeder Tag habe seine Plage, denn nur wenn das Leben voll Mühe und Arbeit war, wird es köstlich gewesen sein. Freilich, daß wir ohne zu viel Besinnen uns auch mitten hineinstellen in diese Plage in der Gewißheit: «Nur frisch hinein, es wird so tief nicht sein.» Frisch begonnen heißt zumeist schon halb gewonnen.

Dann aber, wenn wir mutig den Kampf aufnehmen mit der Plage jedes neuen Tages, ist es die größte Weisheit: «Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe.» Er soll nicht beladen werden mit den Plagen aller kommenden Tage. Wenn wir uns ehrlich prüfen, werden wir wohl alle gestehen müssen: Nicht die eigene Plage jedes Tages ist es, was das Leben so schwer macht, daß so viele müde und verzweifelt fast zusammenbrechen, sondern die Aussicht in eine trostlose Zukunft mit ihres Dienstes immer gleichgestellter Uhr. Wie wenn ein Wanderer ins Hochgebirge hinaufzieht und sieht nicht bloß die vor ihm liegende Höhe, sondern hinter ihr türmt sich eine noch höhere und dahinter immer neue höhere Gipfel, und er sich sagt: «Wenn du auch den nächsten Gipfel ersteigst, es warten dein immer schwerere Aufgaben», da wird er leicht entmutigt.

«Der morgende Tag wird für das Seine sorgen.» Ist nicht grade dies die Erfahrung, die wir schon so oft machen konnten: «Kommt Zeit, kommt Rat.» Ein 80jähriger Greis sprach einst auf dem Sterbebett zu seinem Sohne: «Ich habe in meinem langen Leben mir viel Sorgen gemacht, aber die meisten Sorgen waren ganz grundlos.» Vielleicht müßte jeder Mensch auf seinem Sterbebett das gleiche bekennen:

Viele Sorgen hast du vertrieben
Und die schlimmsten doch überlebt,
Aber am meisten doch vor Übeln,
Die dich niemals trafen, gebebt.

Ist es nicht die größte Torheit, diese Welt, in der es ja an wirklichen Übeln nicht mangelt, noch mit einer Menge eingebildeter Übel zu bevölkern, die uns gar nicht treffen? Ist's nicht Zeit genug, die Unglücksfälle zu beweinen, wenn sie sich nahen und selber erscheinen?

Worin zeigt sich denn unser Gottvertrauen anders, wenn nicht darin, daß wir glauben: «Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch.» «Er läßt uns nicht versuchen über Vermögen.» Wenn wir mit den Nöten der Gegenwart fertig werden, so laßt uns mit wahrhaft sorglosem Vertrauen in die Zukunft schauen und auf Gottes allmächtige Liebe bauen. Hat uns doch der Heiland gelehrt zu beten: «Unser täglich Brot gib uns heute» und uns nicht geheißen, um jährliche Versorgung zu beten. Wenn der Kohlenvorrat eines großen Hauses in den Keller geschafft wird, so müssen mehrere starke Männer die schweren Wagenladungen mit aller Anstrengung hinuntertragen. Und doch genügt dann die Kraft eines einzigen kleinen Küchenmädchens, um die ganze Ladung wieder aus dem Keller heraufzubringen. Sie tut es tag- und kistenweise. So gewiß hat sie die vielen Zentner Kohlen vom Flecke gebracht, wie es nur immer die großen Eisenbahnwaggons taten, aber sie tat es nach und nach und so fiel es ihr leicht.

Gewiß, es ist ein Fortschritt über den Zustand des sorglosen Kindes und des Leichtsinrigen, der in den Tag hineinlebt, wenn wir Saaten in die Zukunft streuen, wenn wir mit sorgendem Geiste die Zukunft schon vorwegnehmen und ihre Möglichkeiten erwägen. Das ist ein Schritt vorwärts, aber doch an und für sich noch ein unendlicher Abstand von der Reise eines vollendeten Gotteskindes, das zwar alle Kraft einsetzt, als käme es nur auf die eigene Kraft an, das aber doch zugleich alles von Gott erwartet, als hinge alles nur von seiner Gnade ab.

Beim Jahresbeginn vor fünf Tagen wurde im Kaiserschlosse in Berlin das Johanneswort der Predigt zugrunde gelegt: «Ein Mensch kann nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel», und mit Recht betont, daß aller Tugenden höchste auf Erden die Demut sei. Selbst der Träger der höchsten irdischen Gewalt, was kann er denn andres tun als nehmen, nehmen das, was Gott ihm gibt, es sei Liebes oder Leides, getrost, daß beides aus seinen Händen quillt? Auch der glänzendst Begabteste, auch der Reichste und Mächtigste kann ja doch nur schalten mit dem, was eine höhere Gewalt ihm anvertraut. Demütig sein, das heißt dankbar sein für das, was wir empfangen, aber auch völlig vertrauensvoll in bezug auf alles, was wir nicht ändern können.

Wenn wir Beides tief bedenken: Wir sind aus uns selbst nichts und können nichts ohne die Leitung jener höhern Gewalt, auf die wir allein angewiesen sind, und zum andern, jene höhere Gewalt meint es gut und verlangt von uns nur das Eine: die völlig zuversichtliche, innerlich ruhige Haltung, um uns stets aufs neue überschwinglich zu segnen, dann werden wir es fest glauben lernen: «Der morgende Tag wird für das Seine sorgen.»

Wir können ja freilich stets das düstre «Memento mori» (Gedenke deines Todes) im Sinne tragen: «Nach Sorgen, Angst und mancher Not, kommt endlich sicher noch der Tod.» In engerm und stets engerm Kreise bewegt sich unser Leben dem engsten und letzten zu, wo alles Leben langsam stillsteht. Wie die Lampe ausbrennen und auslöschen muß, so muß auch die Kraft unsres Lebens sich mehr und mehr erschöpfen, um endlich unter oft ach wie qualvollen Leiden in sich zusammenzusinken.

Gewiß, man kann das Leben so betrachten und wie es im Hebräerbrief heißt, «durch Furcht des Todes im ganzen Leben Knecht sein müssen». Aber man kann es auch gerade umgekehrt ansehen. Man kann sich sagen, und es ist die lautere Wahrheit: Solange wir leben, sind uns unbegrenzte Möglichkeiten des Guten gegeben, solange wir leben, wenn auch in Schwäche aller Art, ist uns die Hebelkraft jenes unendlich reichen und herrlichen Kraftzentrums, das in Gott ruht, zugänglich, um in einer Weise, die oft wunderbar erscheint, das Größte zu wirken, oft mit der kleinsten Kraft. Nicht das ist Lebensweisheit, über der Gegenwart die Zukunft zu vergessen, aber ebensowenig durch die bleichen Gespenster einer unbekannten Zukunft die Gegenwart vergiften zu lassen. Höchste Lebensweisheit ist jener Kindesinn, von dem ein Weiser Amerikas erzählt: «Als ich eines frostigen Tages im Winter einer alten Frau einen Besuch machte, kam ihr neunjähriger Enkel hereingestürmt. Der kleine Bursche schien einem Eiszapfen zu gleichen; seine Wangen und sein Näschen schimmerten blaurot und seine Hände waren steif vor Kälte. Nichtsdestoweniger fühlte sich das in der durchnässten Kleidung stehende Menschenkind sehr behaglich, denn es erwiderte der Großmutter, daß es zu schön bei ihr in der Küche sei. Lächelnd meinte die Greisin, ob Jack denn nicht froh sein würde, wenn der Frühling erst wiederkäme?»

«O ja,» entgegnete der Kleine mit altklug nachdenklicher Miene, «aber das sage ich dir, solange der Winter da ist, werde ich ihn gründlich ausnützen und mich im Schnee und auf dem Eis famos amüsieren.»

Ohne sich nutzlosen Träumereien hinzugeben, kostet der Lebensweise die Gegenwart aus, indem er ihr alles abringt, was sie zu geben vermag. Über die Zukunft sollten wir vor allem den einen Gedanken tief ins Herz fassen, daß sie trotz aller Stürme noch viel schöner sein wird als die Gegenwart, ein Frühling licht und klar, der uns beschieden ist am Ende unsrer Bahn.

Und wenn es hienieden, wie bei wohl manchem, vielleicht dunkler und immer dunkler werden soll, kann uns das wirklich irre machen an der Wahrheit des Heilandswortes: «Der morgende Tag wird für das Seine sorgen»? Wenn unsre Kraft, unsre Gesundheit, unser Vermögen,



unser Ansehen sich mindert, werden wir darum unfähig, noch etwas für unsern wahren Lebenszweck zu erreichen?

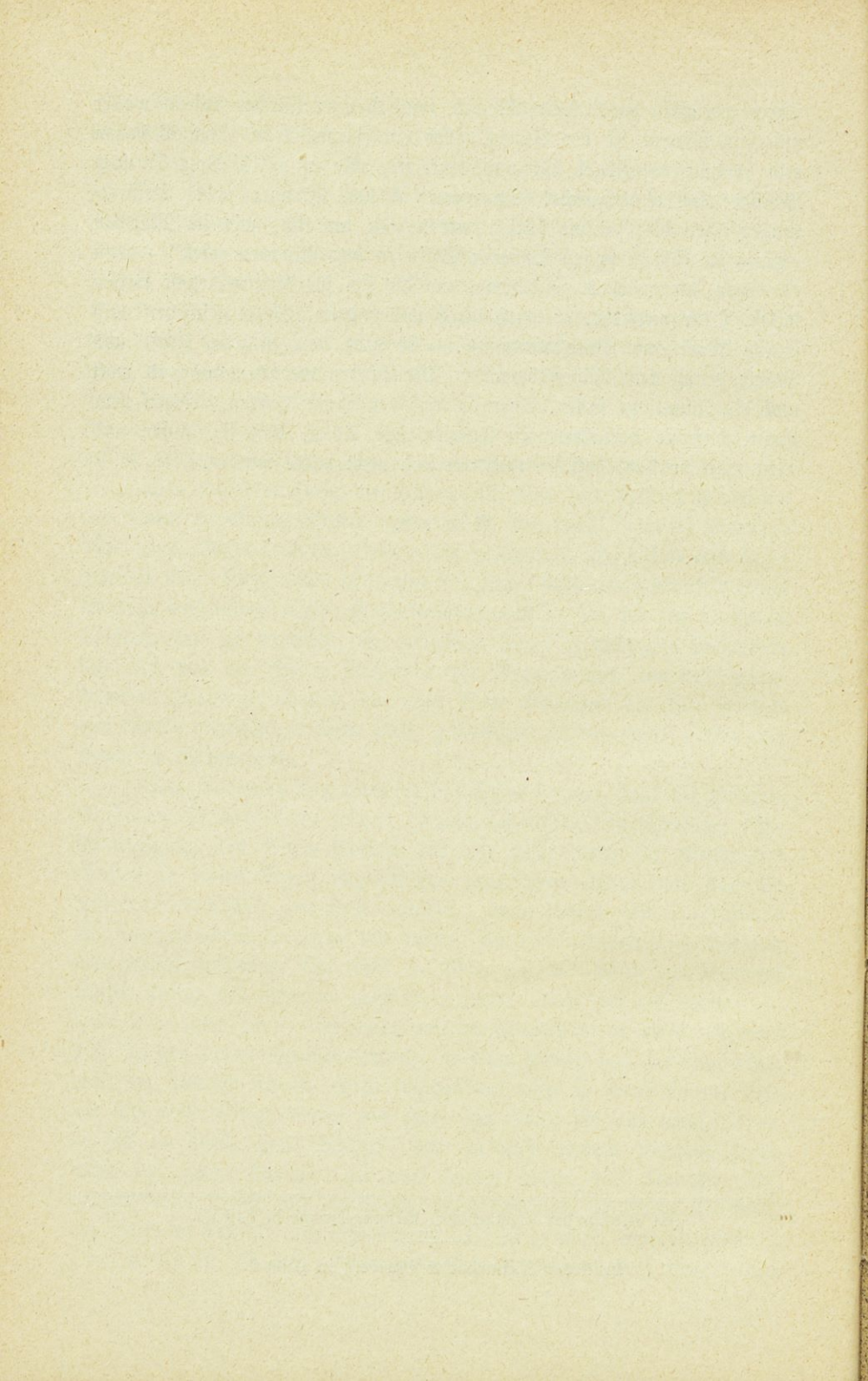
Der große Geiger Paganini spielte einst in einem Konzert, als ihm das Unglück zustieß, daß während des Spieles eine der vier Saiten seines Instrumentes sprang. Ein anderer hätte wohl aufgehört zu spielen, er aber setzte seinen Stolz darein, trotzdem weiter zu spielen. Da aber geschah das Unerwartete, daß noch eine weitere Saite zersprang, ja zuletzt auch die dritte, so daß nur eine einzige übrig blieb. Der große Künstler aber machte sich eine Ehre daraus, auf dieser einzigen Saite seine Meisterschaft zu zeigen, um auch vermittelst dieser einen Saite dem Instrumente eine Musik zu entlocken, wie sie kein anderer dem vollbesaiteten Instrument abgewonnen hätte. Die größere Schwierigkeit reizte ihn zu um so größerer Betätigung seiner künstlerischen Fähigkeit.

Was uns diese Geschichte lehren will, kann uns Tolstois Erzählung von jenem einfältigen Mönch verdeutlichen, der, durch steigende Krankheit aller seiner Kräfte beraubt, zuletzt völlig gelähmt, völlig hilflos ans Lager gefesselt war. Aber nichts vermochte die stille, strahlende Heiterkeit seiner Seele zu verdunkeln. Seine Klosterbrüder kamen zu ihm, um sich an diesem Seelenfrieden zu erquicken, ja, der Ruf seiner Frömmigkeit verbreitete sich, daß von den Enden Rußlands die Pilger kamen, um den heilighen Mann zu schauen, der ohne Wort und ohne Tat eine Predigt von Gottes allmächtiger Liebe hielt, gewaltiger als die vieler geistig und körperlich Bevorzugten.

«Der morgende Tag wird für das Seine sorgen», sagt der Heiland. Er kann für das Seine sorgen, es gibt auf Erden keine Prüfung, keine Erniedrigung und keinen Verlust, die wir nicht durch die Macht des Geistes zu einem Segen umzuschaffen vermöchten. Wenn wir das als felsenfeste Gewißheit ins Herz schließen, dann können wir der Zukunft ihre Sorgen überlassen, weil wir wissen, für neue Aufgaben werden sich neue Kräfte einstellen. Wie dort zu Wien vor der Burg am Denkmal Kaiser Josefs des Zweiten geschrieben steht: «Non diu sed totus» — nicht lange, aber ganz — so wollen wir der Gegenwart leben. «Sorget nicht für den andern Morgen», nicht in dem Sinne, daß wir nicht alles, was die Zukunft bringt, eifrig überdächten, aber in dem Sinne, daß wir alle diese Sorge werfen auf Gott, der allein für uns sorgt. Denn du bist an Bord eines Schiffes, das du nicht steuern könntest, selbst wenn der große Kapitän dich ans Steuer stellte. Auf dem du nicht einmal soviel kannst, wie ein Segel reffen, und doch schaffst du dir Pein, als wärst du Kapitän und Steuermann. O, sei gelassen, Gott ist Meister! Oder denkst du, all dieser Lärm und Aufruhr bedeute, daß Gott seinen

Thron verlassen hat? Nein, Mensch, seine Renner stürmen rasend weiter und sein Wagen ist der Sturm, aber ein Zaum ist in ihren Mäulern und er hält die Bügel fest und lenkt sie, wie er will! Gott ist noch Meister! Sei ohne Furcht! (Spurgeon.) Allen Kummer, alle Befürchtungen über die Zukunft dürfen wir werfen auf ihn, wie im Märchen «Hans im Glück» seinen schweren Stein in den Brunnen wirft — denn es «kann dir nichts geschehen», wo du ihn für dich wahrhaft sorgen lässest. Oder vielmehr, es muß dir Gutes und nur Gutes geschehen nach jenem Wort aus Prophetenmund: «Er gibt dem Müden Kraft und Stärke genug dem Unvermögenden. Die Knaben werden müde und matt und die Jünglinge fallen. Aber die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden.»

A m e n.



Gott im Dunkeln.

Predigt in der evangelischen Christuskirche in Taibach

gehalten am 2. August 1908 von Pfarrer Hegemann.

Text: «Der Herr hat geredet, er wolle im
Dunkeln wohnen.» 1. Kön. 8, 12.

Es ist eine tief beschämende Erfahrung, daß wir Christen, indem wir uns über Fragen unsres Glaubens streiten — ich selbst habe ja in den letzten Tagen einen solchen Streit in die Öffentlichkeit getragen, — doch in den allereinfachsten Voraussetzungen dieses Glaubens so oft und so leicht wankend werden. Laßt irgend einen erschütternden Unglücksfall über eine Familie oder ein Gemeinwesen hereinbrechen — und ein solcher erschütternder Unglücksfall hat sich ja in unsrer kleinen Gemeinde vor kurzem ereignet, — wieviele sind es dann wohl, die ein solches Ereignis ernstlich mit dem Glauben an eine allwaltende Liebe vereinigen können? Die nicht vielmehr sprechen: «Was sollte Gott nach uns fragen? Was sollte der Höchste unser achten» (Psalm 73, 11). Nimmermehr läßt sich dies Furchtbare mit dem Glauben an den allmächtigen und allliebenden Gott vereinen. «Sein Vaterherz würd' es nicht ertragen», seine Menschen so leiden zu sehen. «Hältst du noch fest an deiner Frömmigkeit? Fluche Gott und stirb», das ist heute wie in den Tagen Hiobs die Schlußfolgerung, die man aus zermalmenden Unglücksfällen zieht.

Nicht streiten über die begriffliche Ausprägung unsres Glaubens, sondern gewiß werden über den Grund dieses Glaubens, nicht einreißen, sondern bauen, das ist und bleibt gewiß unsre vornehmste Pflicht. Bleibt sie doch ewig wahr, die Sehnsuchtsklage des Psalmisten: «Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Wann werde ich dahin

kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?» (Psalm 42, 3). Gottes inne und gewiß zu werden, ist unser aller tiefstes, wenn auch vielleicht unbewußtes Sehnen. Und es ist uns zum Trost gesagt, so oft sich Gottes Angesicht uns verhüllt in schwarzen Trübsalschleiern, es ist uns gesagt zur Mahnung, ihn dennoch nicht zu lassen, mögen wir scheinbar auch von ihm verlassen sein, was wir heute als göttliche Botschaft vernehmen:

«Der Herr hat geredet, er wolle im Dunkeln wohnen.» Es ist ein Tempelweihewort Salomos, der es noch nicht begriffen hatte, daß der Allerhöchste «wohnt nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht sind» (Apostg. 7, 48). Im tiefsten Dunkel des Allerheiligsten, in das kein Lichtstrahl drang, dachte er sich Gott thronend, umhüllt von den Flügeln der Cherubim. Es war dieselbe Vorstellung, die bei den Griechen sich fand, wenn sie das Gottesbild im feierlichen Dunkel des fast lichtlosen Tempelinnern aufstellten. Gott seinem Volke gegenwärtig, in seiner Mitte wohnend, dennoch ihm verborgen, das ist der tiefe Sinn, der hier zugrunde liegt. Und das Neue Testament gibt dem ja recht, wenn es auch dort heißt: «der da wohnt in einem Licht, da niemand zukommen kann, welchen kein Mensch gesehen hat, noch sehen kann» (1. Tim. 6, 16).

Gott ist verborgen! Und dennoch strebt das Menschenherz diesem verborgenen Gotte zu und ist unruhig, bis es Ruhe gefunden hat in diesem Gott, wie die Magnetrnadel unruhig ist, bis sie im verborgenen Pol den Punkt der Ruhe gefunden hat. Einer der hervorragendsten Sprach- und Religionsforscher unsrer Zeit (Mag Müller, Oxford) weist einmal darauf hin, daß unter allen Völkern und zu allen Zeiten der Gottesglaube sich findet und daß in dieser Allgemeinheit ein gewaltiges Zeugnis für die Wahrheit dieses Glaubens zu suchen ist. Nicht Priesterwahn und Priestertrug, nicht Aberglaube und Irrtum der Denkfähigen, wie so vielfach behauptet wird, kann ein Glaube sein, der mit solcher Bestimmtheit auf allen Stufen des Kulturlebens auftritt. Gewiß, es gab Zeiten, in denen dieser Glaube scheinbar zu verlöschen schien. Wir selbst leben in einer Zeit, in der Gottesbedürfnis und Gottessehnsucht vielfach erstorben zu sein scheint, in der «das wahrhaftige Licht, das alle Menschen erleuchtet, die in die Welt kommen» (Joh. 1, 9), nur matt zu brennen scheint. Aber die Geschichte lehrt uns doch auch, daß mitten in der Finsternis des Unglaubens und Aberglaubens das ewige Licht wieder zu leuchten begann. «Die Finsternisse haben es nicht begriffen», aber auch nicht auszulöschen vermocht. In ruhiger Pracht, wie die leuchtende Mondescheibe, die aus dunklen Wolkenmassen in Klarheit hervortritt, setzt es seinen majestätischen Lauf weiter fort. Es mag in unsrer Zeit mit der Religion

noch trauriger werden, als es schon ist, die Religion kann darum doch nicht sterben. In Wellenbewegungen geht ihr Gang. Auf Wellental folgt Wellenhöhe. Die tiefe Erschlaffung religiösen Lebens in unsern Tagen soll uns vorbedeutend sein — im Zusammenhang größerer Zeiträume — auf eine Zeit, da «das Land voll Erkenntnis des Herrn sein wird, wie Wasser, welches das Meer bedeckt» (Habakuk 2, 14).

Dieser Glaube, der so tief und allgemein mit der Menschennatur verknüpft ist, muß im Menschenherzen eine unzerstörbare Wurzel haben. Ich suche diese Wurzel in dem Gefühl von der Unzerstörbarkeit und Unüberwindlichkeit des Lebens. Gewiß, kostbares Leben wird zum Raub des Todes. Millionen von Samen werden ausgestreut, Millionen von Blüten keimen auf und aus den Blüten reifen Früchte und Samen, aber Erfüllung und Hoffnung können niemals völlig zusammenstimmen. Lebensvollendung wird nur immer einem unendlich kleinen Teil des vorhandenen Lebens zuteil. Und doch, wenn noch so viel Leben zerstört wird, das Leben selbst, das aus aller Vernichtung heraus sich ewig erneut, das gerade aus Tod und Verwesung heraus Leben schafft, aus Ruinen Neues erblühen läßt, das bleibt. Andächtig stehen wir vor dieser Lebensfülle, die aus nie versiegendem Borne hervorsprudelt, die aus allem Winter neuen Frühling, aus allem Verblühen neues Saatkorn hervorbringt. Ein Lebensüberfluß unendlich reicher Kräfte spottet des Kleinglaubens, welcher Not und Untergang anschaut und dabei vergißt, wie übermächtig ein sieghaftes Leben allüberall über dem Staube triumphiert. Und wenn wir dann erschauernd dieser Unendlichkeit, die Zeit und Raum durchflutet, inne werden, wenn wir erkennen, vor ihr weniger zu sein als das Sandkorn am Ozean, als das Tröpflein am Eimer, da muß das Gefühl der Nichtigkeit über uns kommen, in tiefer Demut beugen wir uns vor dem Unendlichen, vor dem wir nichts sind.

Und doch in dies Gefühl der Kleinheit und Ohnmacht mischt sich sofort ein andres, jenes Gefühl Jakobs: «Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte getan hast» (1. Mos. 32, 10). «Seit der Jugend ersten Tagen hast du treulich mich geführt», diese Empfindung tiefsten Dankes vor dem Walten einer Macht, die unser Leben durch Schuld und Not hindurchführt zu Zielen und Zwecken, die wir nicht verstehen, ergreift uns. Vor jener Macht, «die unerforschlich, unergründet, dem tiefsten Herzen sich verkündet, doch schweiget vor dem Sonnenlicht». Was ist sie anders diese Empfindung, die unzählige Fromme gehabt haben, als die Gewißheit, daß wir bei aller unsrer Kleinheit dennoch ein Teil des ewigen Geistes sind, fähig, die

Weltgesetze zu erfassen und zu beherrschen und zur Geistesruhe mitten in allem Sturm uns durchzukämpfen.

So erfahren wir an uns Ohnmacht unsres natürlichen und Macht unsres geistigen Lebens. Beides führt uns zu dem hin, dessen «Kraft in den Schwachen mächtig ist» (2. Kor. 12, 9), aus beidem aber würde noch nicht die volle beseligende Gotteserkenntnis herauswachsen, wenn nicht ein drittes hinzukäme, was uns erst völlig Gottes gewiß macht: die Schuld. «Ich bin ein leidlich tugendhafter Mensch, aber ich habe solche Taten getan, daß es besser wäre, meine Mutter hätte mich nie geboren», so läßt einer der tiefsten Menschenkenner seinen Helden (Hamlet) sagen. Mag auch dem Alltagsbewußtsein das Gefühl der Schuld fremd sein, mag man auch schreiben und denken, wie ich es einmal las: «Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist gut von Jugend an», vielleicht weiß es jeder im Grunde seines Herzens besser. Wir sind nicht so, wie wir sein sollten und sein könnten. Ein innerer Zwiespalt geht durch uns hindurch, gerade auf dem Antlitz des Lebemenschen, der den Genuß zum Bösen gemacht hat, ist er am deutlichsten abzulesen, jenes Gefühl tiefinnerster Enttäuschung und Unbefriedigung. Wenn so unendlich viel Gottesleugnung und Gottesverlorenheit unter uns sich findet, so mag ein wichtiger Hauptgrund, wichtiger als alle Verstandeschwierigkeiten, in jenem Schillerworte gegeben sein: «Der Gedanke Gott weckt einen fürchterlichen Nachbar auf: sein Name heißt Richter.» Zahllose leugnen Gott, um damit jedes Gefühl der Verantwortung los zu werden. Sie wissen nicht, daß die Schuld, die unser aller Erbteil ist, nur in Gott von uns genommen werden kann. Wir leugnen Gott, um jeder Schuld entledigt zu sein. Und doch kann nur Gott, der lebendige, der unsre Schuld stellt in das Licht vor seinem Angesicht, diese Schuld auch lösen. Gottes inne und Gottes gewiß werden, das heißt doch auch der Schuld ledig werden, das heißt ihn erfahren:

«Der meine Schuld verhöhnet,
Der seinen Geist mir schenkt,
Der mich mit Gnade krönt
Und ewig mein gedenkt.»

«Wenn eure Sünde gleich blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden, und wenn sie gleich ist wie Scharlach, soll sie doch wie Wolle werden» (Jes. 1, 18). Wer dies erfahren hat, der hat Gott erst recht gefunden, der hat in seinem Herzen die feste Zuversicht, daß hier etwas ist, was die ganze Welt ihm nicht umstoßen kann. Gewiß, damit sind Gottes

Wesen und Wege im einzelnen noch immer dunkel. «Der Herr hat geredet, er wolle im Dunkeln wohnen», diese Wahrheit bleibt auch für uns bestehen. Wenn jener große Sternkundige auf die Frage des Kaisers Napoleon, ob er auch Gott in den Gestirnen gefunden, antworten konnte: «Sire, Gott ist eine Annahme, die ich zu meinen Forschungen nie bedurft habe», so beweist das soviel, daß man die ganze Natur durchmessen kann, ohne eine Spur von Gott zu finden, weil Gott, geheimnisvoll am lichten Tag, mitten in seiner Natur verborgen ist. So kann es eine Wissenschaft geben, die nirgends eines Gottes gewahr wird, wenn auch der große Sternkundige Johannes Kepler gesagt hat: «Ich suche in mir Gott, den ich außer mir überall finde.» So gehen zahllose Menschen durchs Leben, ohne eines Gottes inne zu werden in ihren Lebensführungen.

Und dennoch können wir Gottes völlig gewiß werden, weil es ewig wahr bleibt: «Was kein Verstand der Verständigen sieht, das ahnet in Einsicht ein kindlich Gemüt.» Oder wie es im Kirchenliede heißt: «Liebe, die mein Herz darf glauben, ob sie mein Verstand nicht faßt», weil jenes Dichterwort als erfahrbare Wirklichkeit uns immer wieder vor Augen treten kann:

«Wer Gott ist, wird in Ewigkeit
Kein Mensch ergründen,
Doch wird er treu sich allezeit
Mit uns verbunden.»

«Daß über uns ist eine Liebe, die uns nie vergißt», das ist's, was wir trotz aller Zweifel und Verstandesängste tief ins Herz schließen, das ist's, was wir glauben sollen.

Wäre es noch Glaube, statt eines einfachen Rechenexempels, wenn es anders wäre! «Wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen» (2. Kor. 5, 7), sagt der Apostel und «es ist der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hofft und ein Nichtzweifeln an dem, das man nicht sieht» (Hebr. 11, 1). «Selig sind, die nicht sehen und doch glauben» (Joh. 20, 29).

In einer großen Fabrik ließ sich ein Besucher das mannigfach verschlungene Gewirr von Drähten zeigen, das offenbar einem sinnreichen Zwecke diene. Dennoch vermochte er nicht den Zusammenhang zu erkennen, in dem diese kunstvollen Vorrichtungen standen. Da wurde ihm gesagt: Hier ist ein Fabrikgeheimnis. Diese Drähte laufen in einem verschlossenen Raume zusammen, zu dem nur der Besitzer der Fabrik den Schlüssel hat. Nur er vermag völlig die Bestimmung jeder einzelnen Vorrichtung zu erklären.

Walten nicht auch in der Welt große Zusammenhänge und Zwecke, die wir ahnen, ohne aber im einzelnen sie erfassen zu können, weil nur eine höhere Weisheit den Schlüssel zum innersten Zusammenhang besitzt? Wir können es dieser höhern Weisheit nur zutrauen, daß ihre Wege Weisheit und Güte sind, ohne sie zu begreifen. Denn «unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege» (Röm. 11, 33).

Gegenüber den vielen dunkeln Führungen, die unsern Glauben erschüttern, gibt es doch nur eine doppelte Haltung: Entweder, wir werfen unsern Glauben weg, wie wir ein Ammenmärchen wegwerfen, weil wir nur noch blinde Sinn- und Zwecklosigkeit im Weltganzen erkennen. Dann aber müssen wir erst recht verzweifeln und zusammenbrechen unter der Last, die sich auf uns wälzt. Unser Leben ist dann nichts andres als das Taumeln des Trunkenen, der jubeln und lachen kann, solange der Rauschtrank seine Kräfte beseuert, der aber in Jammer und Verzweiflung zusammenbricht, sobald die grasse Wirklichkeit ihm ihr furchtbares Antlitz zeigt. Alle, alle sind sie trunken, die, vom Rausch des Glückes, der Ehre, des Reichthums umfungen, keinen Gott brauchen, bei denen aber ein entsetzliches Erwachen unausbleiblich ist.

Wie anders, wenn wir die zweite Möglichkeit unsres Lebens, den Gottesgedanken, mit kraftvoller Entschiedenheit verfolgen. Dann glauben wir, trotz allen Gegenbeweisen, daß heilige Liebe um uns, über uns waltet. Wir glauben es, obwohl wir es nur auf einzelnen Höhepunkten unsres Daseins tief innerlich erfahren, wie wir an die Liebe des Vaters, der Eltern, des Freundes glauben, obwohl sie sich nicht immer bewährt und uns nur in einzelnen Höhepunkten voll zum Bewußtsein kommt. Und wir demütigen uns unter die gewaltige Hand Gottes, auch wenn sie uns züchtigt, ja wenn sie uns niedervirft in des Todes Staub. Wir sprechen mit Hiob: «Haben wir Gutes empfangen von Gott und sollten das Böse nicht auch annehmen? Ich bin nackt von meiner Mutter Leibe gekommen, nackt werde ich wieder dahin fahren. Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobt» (Hiob 2, 10; 1, 21).

Der Unglaube hat noch niemals etwas geschaffen, niemals etwas Wertvolles hervorgerufen. Der Glaube aber ruft aus Tod und Vernichtung Neues hervor. Er senkt Ergebung, Geduld, Tatkraft, Hoffnung ins Herz. Eine arme Witwe, die am Sarge des Ernährers ihrer Kinder steht, sie kann, wenn die Kraft des Glaubens allmählich wieder in ihrem Herzen lebendig wird, durch unermüdetes Ausharren den Thren den Vater ersetzen, Schätze der Liebe, der Aufopferung, des sittlichen Ernstes, der

Tatkraft im harten Kampfe gegen das Geschick werden ihr geschenkt, die den Verlust allmählich in Segen wandeln können.

Und so kommen wir zum Schluß: es gibt keinen Schicksalsschlag, mag er noch so zerschmetternd über uns hereinbrechen, der uns wirklich irre machen dürfte, als sei unser Glaube ein Irrwahn. Mitten im furchtbaren Toben der Elemente, in der wilden Wellen Unverstand bleibt Gott allein der Felsen, an den wir uns klammern. Mit jenem gewaltigen «Dennoch» des Psalmisten sprechen wir: «Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch Gott allezeit meines Herzens Trost und mein Teil» (Psalm 73, 26).

Darin erwies sich Jesus als der Sohn Gottes, daß er, als alles versank, am Grabe aller irdischen Hoffnungen und Aussichten, des Vaters Willen suchte und des Vaters Willen fand, getrost und getreu diesem Willen bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz.

Und es ist eine wunderbare Erzählung, daß bei diesem Kreuzestode der Vorhang vor dem Allerheiligsten, in dem Gott im Dunkel wohnte, zerriß, daß der Gott im Dunkeln ein Gott im Lichte wurde. «Niemand hat Gott je gesehen», beginnt der Evangelist, und es ist die Verzweiflungsklage der Menschen aller Zeiten, die er damit ausdrückt. Aber er kann fortfahren: «der eingeborene Sohn, der in des Vaters Schoß ist, der hat es uns verkündigt» (Joh. 1, 18). «Wer ihn sieht, der sieht den Vater.»

In seinem reinen Herzen spiegelte sich des ewigen Vaters wunderbare Herrlichkeit. Aber nicht als Besitztum eines einzelnen, sondern damit alle den Vater schauen: «Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.»

Nun ist einem jeden seines Daseins herrliches Ziel gewiesen: «Wir sind nun Gottes Kinder und ist noch nicht erschienen, was wir sein werden, wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir ihm gleich sein werden, denn wir werden ihn sehen, wie er ist» (1. Joh. 3, 2), denn «es spiegelt sich in uns allen des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angesicht und wir werden verklärt in dasselbige Bild von einer Klarheit zu der andern, als vom Herrn, der der Geist ist» (2. Kor. 3, 18).

Amen.

Der wahre Reformationsgeist.

Predigt

in der evangelischen Christuskirche in Laibach gehalten am 25. Oktober 1908

von Pfarrer Hegemann.

Textwort: «Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Zucht.» 2. Tim. 1, 7.

Wieder jährt sich in der vor uns liegenden Woche der 31. Oktober, der Gedächtnistag des größten Ereignisses der deutschen Geschichte. Zersprengt wurde damals der äußere Zusammenhang der abendländischen Völker, der vor 2000 Jahren durch das Römerreich geschaffen war, dann unter religiösen Formen durch die römische Kirche erhalten wurde, zersprengt durch die deutsche Faust Martin Luthers, der die riesenhafte Kathedrale des Katholizismus in Trümmer schlug.

Noch heute beklagen Unzählige dies Ereignis als das unseligste und unbegreiflichste der ganzen christlichen Geschichte. Wir aber nennen es mit Wilhelm II. die größte befreiende Tat für alle Zeiten. Mit dem größten Sänger unseres Volkes bekennen wir: «Wir wissen gar nicht, was wir Luther und der Reformation im allgemeinen alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit, wir sind infolge unserer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschenatur zu fühlen.»

Ein heilighohes Erbe ist in der Reformation uns zugefallen. Wenn von irgendeinem, so gilt von diesem Erbe das Wort:

«Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.»

Wollen wir das wahre Wesen jener größten befreienden Tat erfassen, so müssen wir erkennen: 1.) wovon die Reformation uns befreit hat, 2.) wozu die Reformation uns befreit hat. Eine wundervolle

Gabe ist uns die Reformation. Sie schließt aber in sich, wie jede Gabe, eine Aufgabe. Liegt doch der wahre Segen jeder Gottesgabe gerade in der in einer jeden beschlossenen Aufgabe.

1.

Wovon befreite uns die Reformation? Was ist die Gabe, die wir ihr verdanken? Nicht treffender und kürzer können wir es fassen, als in das Apostelwort: «Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht.» Das heilige Gotteserbe, das in diesem Worte enthalten ist, hat erst die Reformation für die ganze Menschheit angetreten, indem sie uns befreite vom Geiste der Furcht.

War es doch der Geist der Furcht, der seit grauer Urzeit Tagen herrschte gerade in der Religion. «Die Furcht hat zuerst in der Welt die Götter geschaffen,» sagt ein lateinisches Dichterwort. Jeden Donnerstag begehen wir einen Gedächtnistag, daß unsere germanischen Vorfahren im Donner, der schreckenerregendsten Naturerscheinung, die höchste Gottesoffenbarung fanden (Donar, Thor). Fast alle Naturvölker machten die Furcht und Schrecken erregenden Erscheinungen der Natur zum Gegenstand ihrer Religion. Zu all den Schrecken, welche die Wirklichkeit jenen geängstigten Menschen darbot — vor wilden Tieren, der Wut der Elemente in eisigem Frost und glühendem Sonnenbrand und Ungewitter, Krankheiten, Seuchen und Tod, dem Elend des Krieges durch Feindes Ansturm und Überfall, — schufen sie sich eine Welt eingebildeter Gefahren durch finstere, grimmige Geister, rächende Gottheiten, ein erbarmungsloses blindes Schicksal. Die Religion war das Mittel, um sich aus all diesen lauernnden Schrecknissen, welche die gequälte Phantasie ersann, zu retten. Aber wie so gar nicht gelingt es dem Naturmenschen, den lähmenden Bann der Furcht los zu werden! Der Blick auf das Antlitz nord- oder südamerikanischer Indianer, afrikanischer Buschleute, Südseeinsulaner, australischer Wilder, wie sie uns ja in Panoramen oder Reisebildern gezeigt werden, zeigt uns tiefe Traurigkeit furchtgequälter Seelen. Man hat auf dem Missionsgebiet Abbildungen aufgenommen der selben Eingebornen, solange sie Heiden waren, und nach ihrer Bekehrung zum Christentum. Der Unterschied zwischen schmerzlicher Bitterkeit dort und frischem Lebensmut hier ist unverkennbar.

War nicht die heute so oft mit Unrecht herabgewürdigte Religion Israels schon eine Erlösung von diesem Geiste der Furcht? Man vergleiche die scheußlichen Fragen indischer oder mexikanischer Gottheiten, die unförmlichen Fetische von Negervölkern, die wüsten Unzuchtsfeste, Menschenerschlächtereien und Kinderopfer orientalischer Religionen mit

Israels Religion! Da ist Gott nicht mehr ein fürchterlicher Plagegeist, ein blindes erbarmungsloses Schicksal oder eine Gemeinschaft launischer, lustgieriger, loser Einzelgötter, sondern der heilige und gerechte Jehovah, der in verzehrender Bohe alles Schlechte vertilgt. Und doch war die Religion der Furcht durch diesen reinen Gottesglauben nicht überwunden. Die Gesezestafeln dieses alttestamentlichen Gottes reden von einem «eifrigen Gott, der da heimsucht der Väter Missetat an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied». Dieser Gott war und blieb ein furchtbarer «Herr», dem die Menschen mit dem knechtischen Geist äußern Gehorsams gegenüberstanden. Es lastet auf der ganzen Religion des Judentums jene Anklage, die Shakespeare seinem Juden Shylock entgegenhält:

«Daß nach dem Lauf des Rechtes unser keiner
Zum Heile käme — — »

Da brachte das Christentum «nach dem Lauf der Gnade» die Erlösung. An Stelle des Geistes der Furcht brachte es jenen neuen Geist, den der Apostel beschreibt: «Ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß ihr euch abermal fürchten müßtet, sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater. Derselbe Geist gibt Zeugnis unserm Geiste, daß wir Gottes Kinder sind» (Röm. 8, 15 f.). «Das Gesetz, das in Geboten gestellt war,» «die Handschrift, die wider uns war, welche durch Säkungen entstand und uns entgegen war» (Col. 2, 14), hat Christus ans Kreuz geheftet. Aus den Knechten werden Kinder, aus dem «Herrn» wird der «Vater», der nicht mehr mit den Menschen rechnet, der Gnade für Recht erweist,

«dessen Gnade weiß von keinem Zwang,
Sie träufelt, wie des Himmels milder Regen,
Zur Erde nieder.»

Dort im Alten Testament war die Furcht des Herrn der Weisheit Anfang, im Neuen Testament heißt es: «Die Liebe duldet keine Furcht, sondern die vollendete Liebe treibt die Furcht aus, weil die Furcht nach Strafe blickt; wer sich fürchtet, ist nicht vollendet in der Liebe» (1. Joh. 4, 18)!

Gott gab den Menschen dies freie Geschenk seiner Gnade, doch die Menschen machten es aufs neue zur Säkung dumpf und schwer.

Im Katholizismus entstand eine neue Religion der Furcht, schreckensvoller als je eine vorher gewesen war.

«Ich gedachte nicht anders, denn Christus säße im Himmel als zorniger Richter, wie er denn auch auf einem Regenbogen sitzend gemalt

wird», sagt Luther von seiner katholischen Zeit. Er erzählt, daß er, geängstigt von den Flammenaugen des Weltrichters, sich wandte an die Mutter Gottes. «Denn weil immer nur von Gottes Zorn, nicht von seiner Gnade gepredigt wurde, ist man Marien unter den Mantel gekrochen, zu den Heiligen wallfahren gegangen, dieses und jenes getan.»

Und ist es anders in unsern Tagen? Einer der bedeutendsten, frommsten, strenggläubigsten römischen Theologen der neuesten Zeit (Möhler) sagt in seinem weitverbreiteten Buche (Symbolik): «Ich glaube, daß es mir in der Nähe eines Menschen, der seiner Seligkeit ohne alle Umstände gewiß zu sein erklärte, im höchsten Grade unheimlich würde, und des Gedankens, daß etwas Teufelisches dabei unterlaufe, wüßte ich mich wahrscheinlich nicht zu erwehren.»

Gewiß, der Katholizismus häuft massenhafte Heilzusicherungen auf seine Gläubigen. Der Sündenablässe, der vollkommenen Ablässe, der heilspendenden Sakramente und kirchlichen Handlungen, der Gnadenstätten und Segensmittel ist kein Ende; in verschwenderischer Fülle ergießen sie sich über die Menschen, die von Stellvertretern Gottes aller Art behütet und geleitet werden.

Und wenn man dann fragt: Was erreicht ihr Katholiken mit dieser Überfülle von Heilsgarantien? Niemals die Heilsgewißheit, lautet die Antwort. Denn so verkündigt die große Kirchenversammlung von Trient: «Niemand kann mit Glaubensgewißheit wissen, er habe Gottes Gnade erlangt.» An viel tausend Altäre ist das Privilegium geknüpft, daß durch jede daran gelezene Messe eine Seele aus dem Fegfeuer befreit wird. Aber was so fest versprochen wird, das darf doch niemals Glaubensgewißheit werden. Und wenn du dir tausend vollkommene Ablässe verschafftest, dürftest du doch nie gewiß wissen, daß dir deine Sünden nun auch wirklich vergeben sind. Die Furcht, es könne noch etwas fehlen, ist dem Katholiken unerläßlich, weil ja sonst aus Knechten Kinder würden, Gotteskinder, die keiner Priester mehr bedürfen.

Das aber war es, was die Reformation wieder erschloß, als sie das Christentum wieder in seiner Reinheit zu fassen lehrte. Es ist das, was das Neue Testament die «Freudigkeit zu Gott» nennt, die volle Zuversicht, wie sie im evangelischen Glaubensliede wiederklingt:

«Nun weiß und glaub ich feste,
Ich rühm's auch ohne Schen,
Daß Gott, der Höchst und Beste,
Mein Freund und Vater sei,

Und daß in allen Fällen
Er mir zur Rechten steh
Und dämpfe Sturm und Wellen
Und was mir bringet Weh.»

So allein überwinden wir alle Furcht, indem wir diesen starken Geist der Zuversicht zur ewigen Macht, die hinter der Erscheinungswelt steht, ausbilden. O, man möchte es manchmal den Kindern der Reformation zurufen: «Glaubet an das Licht, dieweil ihr es habt, auf daß ihr des Lichtes Kinder seid» (Joh. 12, 36), denn, ach! so wenige ahnen es, was sie an diesem Kindschäftsgeiste besitzen.

2.

Daß so wenige für den Segen der Reformation ein volles Verständnis haben, stammt es nicht daher, weil sie die Aufgabe, die in dieser Gabe enthalten ist, so wenig erfassen, weil sie nicht wissen, wozu sie befreit sind? Unser Bibelwort kleidet diese Aufgabe in die Worte: «Gott hat uns gegeben den Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht.» Durch die Befreiung von der Furcht erlangen wir den Geist. Jener «Geist der Furcht» ist ja in Wahrheit der Ungeist, Knechtsinn, der das Haupt nicht frei zu erheben wagt, er ist das Tierische im Menschen. Nur von den Stirnen der Starken, Guten, Reinen weht uns der Hauch echten Geistes an, jenes Geistes, der in seiner gottbegabten Menschennatur sich fühlt und hoch das Haupt zum Ewigen aufrichtet.

Und dieser Geist ist zugleich nichts anderes als das, was die Bibel den «Glauben» nennt (Röm. 8, 14; Gal. 3, 26), jener Glaube, der das hehre Palladium der Reformation gewesen ist im Gegensatz zu allen Werken, Heilmitteln und Heilsgarantien Roms. Dieser Glaubensgeist entfaltet sich dreifach vor und in Gott als Kraft, vor und an Menschen als Liebe, in uns selbst als Zucht.

Er ist ein Geist der Kraft! Ihr armen Protestanten, ihr könnt nicht bestehen, ruft man uns aus dem römischen Lager zu. In eurer Zerrissenheit, in eurer verwirrenden Mannigfaltigkeit, in euren tausend sich widersprechenden Meinungen, die jeden, der zu euch kommt, in die größte Verwirrung stürzen, seid ihr ohne Halt und Kraft. Seht uns an! Wir sind einmütig geschart um den hochragenden Mittelpunkt der Einheit, an dem allein eine unbezweifelte, unbefleckte, lautere Erkenntnis des Heils sich findet. Hier im tausendjährigen Bau, aus dem noch nie ein Steinchen sich löste, ist Festigkeit, Kraft, Ordnung, Größe! Was habt denn ihr? Keine weltumspannende Organisation, keine Parteien, keine Presse in allen Ländern von einem Willen geleitet, wie wir. Nur Schwäche und Ohnmacht!

Wir aber rufen: Da, wo der Wahrheit gedient wird und nur der Wahrheit, da ist ein Geist der Kraft. Jener Geist, der jenem Unscheinbarsten und Schwächsten innewohnte, von dem wir singen:

«D mächt'ger Herrscher ohne Heere,
Gewalt'ger Kämpfer ohne Speere,
Du Friedensfürst von großer Macht.»

Jene Kraft, die aus den Worten des gebundenen Mannes sprach, der dem kaiserlichen Statthalter entgegenrief: «Ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme» (Joh. 18, 37).

Die Wahrheit, die vielverhöhte und mißachtete, hat dennoch eine Königsmacht. Allenthalben unterdrückt, niemals «gar unterdrückt», zieht sie nach allen Triumphen der Lüge immer neu wie Frühlingsleben durch die erstarrten Gefilde, um Königseinzug zu halten. «Wer aus der Wahrheit ist, der hört ihre Stimme.» Um die Wahrheit braucht uns wahrhaftig nicht hange zu sein, sie wird sich selbst die Bahn brechen, auch ohne uns, auch wider uns. Und wie sollte denn nicht die höchste Wahrheit, die Wahrheit des Evangeliums: «eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben» (Röm. 1, 16), Bestand haben?

Dieser Geist der Kraft, dessen wir uns rühmen — am Tage der Reformation nach fast 400jährigem stolzen Aufstieg der protestantischen Völker, — muß sich aber naturnotwendig betätigen als ein Geist der Liebe.

Es ist wohl der edelste Einwand, den uns katholische Christen — mit berechtigtem Stolz auf soviel echte Liebe, die je und je in Roms Kirchenmauern erblühte — machen: Es fehlt bei euch am Geist der Liebe. Ihr Protestanten habt den Glauben, wir aber haben die Liebe und ihre Wunderwerke. Und der Apostel sagt: «Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen» (1. Kor. 13, 13). Unser katholischer Liebesgeist, der um der Einheit willen alles Trennende dahingibt, er steht höher als euer Glaube!

Wir aber sagen: «Der Glaube ist in der Liebe tätig.» Er muß in der Liebe tätig sein, er kann nicht ohne Liebe sein. Und auch umgekehrt: Echte Liebe stammt nur aus dem Glauben. Wohltätigkeit ist noch nicht Liebe. Wahre Liebe ist etwas unendlich viel Höheres. Sie stammt aus dem Glauben, daß wir Menschen zu Wesen von göttlicher Selbstständigkeit und göttlicher Größe bestimmt sind. Nur indem wir trachten, unsre Mitmenschen zu diesem höchsten ihnen gesteckten Ziele zu führen,

erweisen wir ihnen echte Liebe, die nicht das Ihre sucht. Und nur indem wir diese höchste Liebe üben, welche die geistige Selbständigkeit und Eigenart jedes Mitmenschen achtet, dienen wir der wahren Einheit. Wahre Einheit ist der äußerste Gegensatz zu äußerlicher Zwangseinheit. Solche äußerliche Zwangseinheit, wie Rom sie hat und anstrebt, ist nur möglich durch Unterdrückung alles eigenen Geisteslebens und Vernichtung alles eigenen Wesens. Kein Mensch kann die äußere Einheit um diesen Preis wirklich wollen. Und ist es nicht eine Tatsache, die wir in katholischen Landen alle erfahren können, daß ein großer Teil der katholischen Geistlichkeit und des katholischen Volkes das römische Joch nur mit Knirschen und giftigem Spott erträgt? Dürfen wir nicht rühmen, daß unter uns trotz aller Unvollkommenheiten, die wir nicht ableugnen, der Geist der Liebe und Einheit stärker ist? Und ist nicht das tausendfache Weben des Liebesgeistes, der in unsrer evangelischen Kirche lebendig ist, ein Beweis, daß der Geist der Liebe wahrlich nicht gebannt ist in die kalten Marmorsteine des römischen Kirchentempels? Liebeseinheit wohnt vielmehr nur da, wo der Geist der Freiheit und des Glaubens weht.

Und dieser Geist ist es drittens auch allein, der die Menschen zu jener Zucht führt, ohne die es keine Kraft und keine Liebe gibt. Wohl meinen auch da die Römischen wieder, nur sie hätten Zucht und Ordnung. Damit rechtfertigen sie ja wohl vor sich selbst all ihren Geisteszwang, daß ohne solche äußere Zucht die heiligen Ordnungen der Sitte, ein geordnetes Zusammenleben der Menschen nicht bestehen könnten. Und gegenüber manchen Übertreibungen wollen wir es nicht bestreiten, daß Rom als Zuchtmeister für unmündige Völker und noch jetzt für viele schlichte, abgelegene Landbevölkerungen ein segensvolles Erziehungswert üben mag.

Aber nach des Paulus Wort darf «das Gesetz stets nur ein Zuchtmeister sein auf Christus, daß wir durch den Glauben gerecht würden» (Gal. 3, 24). Gesetz und Zwang schaffen auf die Dauer und im allgemeinen nichts Gutes. Wirklich erziehend wirkt nur jene Gnade, die den Menschen von innen her ergreift, daß er «sich ergibt dem freien Triebe, mit dem er selbst geliebet ward». Sie allein «züchtigt uns, daß wir verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste und züchtig, gerecht und gottselig leben in der Welt» (Tit. 2, 12). «Herrscht diese Lieb' in meiner Seele, so treibt sie mich zu jeder Pflicht.»

Diese freie Gnade, die von keinem Zwange weiß, dieser Kern unsres evangelischen Glaubens, drängt uns, daß wir als mündige Menschen uns ernster Selbstzucht unterwerfen, weil wir wissen: «Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht. So euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht

frei» (Joh. 8, 34 und 36). Und auch hier dürfen wir wieder die Erfahrung sprechen lassen. Die protestantischen Völker stehen an Zucht und Sitte nicht zurück hinter den römischen. Furchtbar ist die Zuchtlosigkeit jeder Art, und insbesondere die Unzucht, auch in protestantischen Völkern. Aber wenn wir alles überschauen, dürfen wir dennoch bekennen:

«Gott hat uns gegeben den Geist der Zucht.» Und wir fahren darum fort mit dem Apostel, trotz alles Aberglaubens und alles Unglaubens unserer Tage, stolz und froh und mutig als Erben und Träger der Reformation, wie er dort (2. Tim. 1) fortfährt:

«Wir schämen uns nicht des Zeugnisses unseres Herrn, sondern nehmen Teil am Leiden für das Evangelium nach der Kraft Gottes, der uns hat selig gemacht, und berufen mit einem heiligen Ruf, nicht nach unsern Werken, sondern nach seinem Vorsatz und Gnade, die uns gegeben ist in Christus Jesus vor der Zeit der Welt, jetzt aber offenbart durch die Erscheinung unseres Heilandes Jesu Christi, der dem Tode die Macht genommen hat und das Leben und ein unvergängliches Wesen an das Licht gebracht hat, durch das Evangelium.»

A m e n !



Im Verlage der evangelischen Kirchengemeinde in Laibach.

Druck von Kleinmayr & Bamberg in Laibach.

